

caritas in NRW

ZEITSCHRIFT DER DIÖZESAN-CARITASVERBÄNDE AACHEN, ESSEN, KÖLN, MÜNSTER UND PADERBORN



ANZEIGE

Vorwort der Herausgeber

- 4 „caritas in NRW“ - gestern, heute, morgen

Editorial des Chefredakteurs

- 7 Ein Streifzug durch die Caritas-Geschichte

50 Jahre „caritas in NRW“

1960
1970

- 10 **Abbrüche, Transformationen**
Entwicklungsprozesse der Caritas während der 1960er- und 1970er-Jahre

- 14 **»Ein ›Kind‹ der 70er«**
Die Caritas half entscheidend mit bei der „Erfindung“ der Sozialstationen

- 17 **Heimerziehung für 5 DM pro Tag**
Von der Fürsorge hin zur Partizipation war es ein langer Weg in der Erziehungshilfe

- 20 **Arme brauchen eine Lobby**
Armutsbekämpfung ist Caritas-Selbstverständnis - aber besiegt ist die Armut nicht

- 26 **»Am besten fragen wir sie selbst«**
Teilhabe sollte Menschen mit Behinderungen nicht verordnet, sondern gemeinsam gelebt werden

- 30 **Van Ri Nguyen hilft heute der Caritas**
Vietnamesische Boatpeople erfuhren enorme Flüchtlingshilfe durch die Caritas

- 34 **Solidarität wird international**
Wie die Caritasverbände in NRW sich zunehmend in der Auslandshilfe engagierten

- 36 **Auslandshilfe**
Wegweisende Projekte und Lerneffekte für heute

- 40 **»Bleib mir vom Leib«**
Erst 1988 beginnt die Caritas mit konkreter Hilfe für die Betroffenen der „Lustseuche“

- 42 **Prozesse der Konsolidierung**
Katholische Krankenhäuser hatten es schwer im sich entwickelnden Gesundheitsmarkt

48 Vom Zivi zum Chef

Zivildienst oder Freiwilligendienste standen oft am Anfang einer Caritas-Karriere

- 54 **Erich Kock - der erste Chefredakteur**
Er war die prägende Figur der Gründungsjahre von „caritas in NRW“

56 Impressum**58 Licht im Dschungel des Rechts**

Heinz-Gert Papenheim verantwortet seit über 40 Jahren den Recht-Informationsdienst

60 Die Menschen sind mir ein Vorbild

Der zweite Chefredakteur über die frühen 90er-Jahre bei „caritas in NRW“

- 62 **Erinnerungen eines Herausgebers**
Leserorientierung, Caritas-Identifikation, kirchliches Profil - ein Zeitzeuge

65 Zunehmende Ökonomisierung und Wettbewerbsdruck

Der dritte Chefredakteur über die späten 90er-Jahre bei „caritas in NRW“

68 50 Jahre Lernprozesse

„caritas in NRW“ auf dem Weg ins Medienzeitalter

- 72 **»Das ist eine Überspezialisierung«**
Harald Gersfeld über die Entwicklung der Caritas

74 Sozialpolitische Caritas

Caritas hat heute den Anspruch, Sozialpolitik entscheidend mitzugestalten

78 Blick in die Zukunft der Caritasarbeit

Aachens Diözesan-Caritasdirektor Stephan Jentgens über das Heute und das Morgen

- 82 **Theologie der Caritas**
Caritas bietet einen christlichen Identifikationsrahmen



**GIB AIDS
KEINE
CHANCE**

**BLICK
NACH VORNE**

CARITAS IN NRW – GESTERN, HEUTE, MORGEN

Liebe Leserin, lieber Leser!

Mit dieser Sonderausgabe feiern und würdigen wir, die fünf Diözesan-Caritasverbände der nordrhein-westfälischen (Erz-)Bistümer, das 50-jährige Jubiläum unserer gemeinsamen Zeitschrift „caritas in NRW“.

Die Verbundenheit zu stärken, ist das Ziel, dem die Zeitschrift „caritas in Nordrhein-Westfalen“ seit ihrer Erstauflage 1972 dient. Die gemeinsame Zeitschrift trat an die Stelle jener Mitteilungsblätter, die die Verbände in Aachen, Essen, Köln, Münster und Paderborn bis dahin jeweils eigenständig herausgegeben hatten.

Zugleich formulierten die Direktoren damals aber auch den Anspruch, als Caritas die eigenen Aktivitäten öffentlichkeitswirksam zu kommunizieren. „Mit dieser Zeitschrift treten die Verbände von fünf Bistümern des am dichtesten bevölkerten Landes der Bundesrepublik auch gemeinsam vor die Öffentlichkeit“, schrieben die Diözesan-Caritasdirektoren Peter Buchholz (Aachen), Johannes Kessels (Essen), Ulrich Brisch (Köln), Ludger Müer (Münster) und Joseph Becker (Paderborn) in ihrem Vorwort an die Leserinnen und Leser der neuen Zeitschrift.

Seit jenen Tagen hat sich die soziale Arbeit und mit ihr die Caritas enorm entwickelt. Manche dieser Entwicklungslinien werden in diesem Sonderheft zum Jubiläum nachgezeichnet. Die Erinnerungen von früheren Redaktionsverantwortlichen sind für heutige Leser eine Fundgrube. Einiges lässt sich mit dem Abstand vom Tagesgeschäft besser überblicken und einordnen.

Das Jubiläum bietet neben dem Blick auf vergangene und bestehende Caritasarbeit natürlich auch einen Ausblick auf das Morgen.

Heute vertreten die fünf Spitzenverbände in Nordrhein-Westfalen rund 7000 Dienste und Einrichtungen mit über 220000 Mitarbeitenden. Beständig verstehen sich die Caritasverbände als Anwalt, Dienstleister und Solidaritätsstifter. Neben der fortwährenden Anpassung und Modernisierung der Dienstleisterfunktion muss stets auch die Anwaltschaftlichkeit professionalisiert und damit verbessert werden. In der sozialpolitischen Interessenvertretung ist die Funktion der Öffentlichkeitsarbeit immer wichtiger geworden. Das kooperative Zusammenwirken der Diözesan-Caritasverbände in Nordrhein-Westfalen, das mit der Gründung dieser Zeitschrift einen sichtbaren Ausdruck fand, werden wir mit Nachdruck fortführen.

Fachlich ging es von Beginn an darum, „mehr zu informieren über das, was die soziale Wirklichkeit ist“ (Ulrich Brisch). Mehr und bessere Information und Kommunikation,

so die Hoffnung damals, würde die Chance eröffnen für mehr soziales Engagement. Nur etwas mehr als 25 Jahre nach der Nazi-Diktatur und dem Krieg sollte mit dieser Zeitschrift Anfang der 70er-Jahre auch ein Beitrag zur gesellschaftlichen und politischen Festigung der jungen Demokratie erfolgen.

Heute – in Zeiten von Hatespeech, Fake News und neuer Demokratieverachtung – ist die Aufgabe der Caritas als Solidaritätsstifterin in der Gesellschaft wieder sehr aktuell – und hochpolitisch.

Die Zahl und die Reichweite der Kommunikationsmittel haben sich immens ausgeweitet. Längst leistet die Caritas professionelle Medienarbeit, fährt „Jahreskampagnen“, bespielt Social-Media-Kanäle, betreibt Webseiten, fertigt Podcasts und Erklärvideos. Diese Aktivitäten verfolgen keinen Selbstzweck, sondern stärken die Stimme und die Anliegen vieler benachteiligter Menschen in NRW.

Soviel Gutes auch geschieht, es bleibt die Erkenntnis, dass Reichweite und Durchschlagskraft am höchsten sind, wenn wir auf allen Ebenen zusammenarbeiten, gemeinsam agieren, uns gegenseitig unterstützen. Die Caritasverbände bilden heute ein Netzwerk der Hilfeleistungen. Dabei verbindet uns neben der fachlichen Professionalität und Lernbereitschaft insbesondere unsere Kirchlichkeit, unser katholischer Glaube an die befreiende Liebe Gottes zu allen Menschen. Unser Einsatz gilt den Armen, den Entrechteten, den Benachteiligten, den Menschen am Rande, ausgerichtet an der unantastbaren Würde jedes einzelnen Menschen.

Caritas ist ein Identifikationsangebot für alle, die mit diesem Ansatz mitgehen und arbeiten können.

„caritas in NRW“ – das ist die gemeinsame Dachmarke in Nordrhein-Westfalen. Seit 50 Jahren. Weiter geht's. 



Dr. Frank Johannes Hensel
Sprecher der Diözesan-Caritasdirektoren NRW



Foto: fotoagentur-roth

Michaela Rueß
Diözesan-Caritasdirektorin



Foto: fotoagentur-roth

Michael Beekes
Diözesan-Caritasdirektor



Foto: privat

Pia Stapel
Diözesan-Caritasdirektorin



Foto: Bistum Münster

Dominique Hopfenzitz
Diözesan-Caritasdirektor



Foto: Caritas

Dr. Christian Schmidt
Diözesan-Caritasdirektor



Foto: Frank Kind Photography

Stephan Jentgens
Diözesan-Caritasdirektor



Foto: DiCV Köln

Dr. Frank Johannes Hensel
Diözesan-Caritasdirektor



Foto: cpd

Esther van Bebber
Diözesan-Caritasdirektorin



Foto: DiCV Paderborn

Josef Lüttig
Diözesan-Caritasdirektor

ANZEIGE

50 JAHRE CARITAS IN NRW

Ein Streifzug durch die Caritas-Geschichte



„caritas in NRW“ ist 50! Die Redaktion lässt in diesem Sonderheft ein halbes Jahrhundert vorbeiziehen – ein zeitgeschichtliches Lesebuch. Denn der Dienst der Caritas, der wie der Gottesdienst und die Verkündigung zum Lebensvollzug der Kirche gehört, ist nicht geschichtslos, sondern immer eine Antwort auf die soziale Not der jeweiligen Zeit.

Der Begriff der Sozialarbeit war in den Jahren nach dem Krieg zunächst stark von traditionellen Vorstellungen der Fürsorge für rechtlose Hilfeempfänger („Asoziale“, „Arbeitsscheue“, Bettler, Land- und Stadtstreicher, Trunk- und Spielsüchtige) geprägt. Fürsorgerinnen waren übrigens unverheiratet. Heirateten sie, wurde von ihnen erwartet, dass sie aus dem Beruf ausschieden.

Beeinflusst auch von Entwicklungen in den USA, den Niederlanden und der Schweiz, wuchs das Verständnis einer modernen Sozialarbeit. Das Bundesverwaltungsgericht bejahte 1954 einen Rechtsanspruch des Bürgers auf soziale Fürsorge durch den Staat, begründet in den Grundrechten (Menschenwürde, Selbstbestimmungsrecht) und dem Sozialstaatsgebot. Ein Meilenstein war 1962 die Einführung des Bundessozialhilfegesetzes.

Der Historiker Andreas Henkelmann beschreibt in seinem Beitrag (→ S. 10), wie auch das katholische Milieu als zuvor „weitgehend geschlossene Sonderwelt“ aufbrach, wie vorherige Gewissheiten erschüttert wurden und die neuen Ideen Änderungen bewirkten.

Die Caritasverbände der Bistümer in NRW, die lange schon – getreu Lorenz Werthmanns Diktum, dass die Caritasverbände „studieren, publizieren, organisieren“ müssen – eigene Mitteilungsblätter herausgegeben hatten, wollten 1972 mit der gemeinsamen neuen Zeitschrift „caritas in NRW“ Anschluss finden an die Entwicklungen im beginnenden Medienzeitalter (→ S. 68).

Verantwortlicher Redakteur wird 1972 der katholische Publizist Erich Kock, der das Blatt in den folgenden 19 Jahren prägt (ein Porträt lesen Sie auf → S. 54). Er leitet die Redaktionskonferenz in Köln, der neben einem Diözesan-Caritasdirektor als Vertreter der Herausgeber („Erinnerungen



Markus Lahrmann
Chefredakteur

eines Herausgebers“, → S. 62) die Verantwortlichen für Öffentlichkeitsarbeit der fünf Diözesan-Caritasverbände in NRW angehören. So ist es noch heute.

Das landesweit erscheinende Organ nutzt die Kirche mit ihrer Caritas auch zur publizistischen Unterstützung bei laufenden Gesetzgebungsverfahren. So pocht beispielsweise der münstersche Bischof Heinrich Tenhumberg 1972 auf die Eigenständigkeit der freien Träger beim geplanten Krankenhausfinanzierungsgesetz – und „caritas in NRW“ berichtet selbstverständlich. Die Krankenhauspolitik bleibt durchgehend ein wichtiges Thema. Über seine Erfahrungen berichtet der Krankenhaus-Manager Rudolf Kösters, der über 40 Jahre in diesem Bereich tätig war (→ S. 42).

Die Auslandshilfe spielt zunehmend eine Rolle, Spendenaufrufe zugunsten von Ostpakistan, Flüchtlingsprobleme in Indien und dann der große Einsatz für die Boatpeople aus Vietnam finden ihren Platz in der Zeitschrift. Christian Heidrich hat die Geschichte des Flüchtlings Van Ri Nguyen ausgegraben, der heute selbst der Caritas hilft (→ S. 30).

Von Anfang an gibt es aber auch den Bistumsspiegel, die Nachrichten aus den einzelnen Diözesan-Caritasverbänden, die viel zur Akzeptanz bei den Leserinnen und Lesern für „ihre“ „caritas in NRW“ beitragen.

Und es gibt – auf andersfarbigem Papier gedruckt und zum Sammeln heraustrennbar – ab der ersten Ausgabe einen Recht-Informationsdienst, der aktuelle Mitteilungen, Hinweise und Empfehlungen liefert. Anfangs als Loseblattsammlung konzipiert, steht er heute als Datenbank mit Volltextsuche im Internet zur Verfügung (→ S. 58).

Die Zeitschrift hat mit einer Auflage von bis zu 15 000 Exemplaren in 241 Ausgaben Caritasarbeit in NRW beschrieben, bebildert und kommentiert.

#DasMachenWirGemeinsam
ist heute wie damals
ein wichtiges Motiv!

Ständige Weiterentwicklung

Die neue Zeitschrift stößt auf Zustimmung: „Durch das gemeinsame Mitteilungsblatt sind wir enger zusammengedrückt; es wird noch deutlicher nach außen sichtbar, daß der wichtige – ja entscheidende – Auftrag der kirchlichen Liebestätigkeit heute optimal nur dann erfüllt werden kann, wenn alle zusammenarbeiten, die sich dem gleichen Anliegen – jeder in seinem Verantwortungsbereich – verpflichtet fühlen“, schreibt ein Leser „mit großer Freude“. Wie sehr sich doch die Anliegen ähneln: Heute markiert ein Hashtag „#DasMachenWirGemeinsam“ zum 125-jährigen Jubiläum der Gründung des Deutschen Caritasverbandes diesen Wunsch nach Zusammenarbeit.

Anfangs in sehr kleiner Schrifttype gesetzt und fast ohne Bilder, entwickelt sich die Zeitschrift weiter. Nach einigen Jahren wird die Schrifttype vereinheitlicht, 1986 erscheint „caritas in NRW“ mit einem ganzseitigen Titelbild,

1990 erstmals im heute so vertrauten Caritas-Rot. Unter Chefredakteur Ludger Dabrock (→ S. 60) ändert sich das Format, die Erscheinungsweise pendelt sich bei fünf Exemplaren pro Jahr ein, das Redaktionsbüro wird von Köln nach Essen zum dortigen Diözesan-Caritasverband verlegt.

1995 wieder ein Umzug, diesmal nach Aachen. Die späten 90er-Jahre sind für die Caritas geprägt von „zunehmender Ökonomisierung und Wettbewerb“, erinnert sich Jobst Rütters, damals Chefredakteur (→ S. 65). Waren die Redaktionssitzungen in den Anfangsjahren oft sehr kontrovers, immer leidenschaftlich und emotionsgeladen, so entwickelt sich nun eine neue Sachlichkeit, gepaart mit einer größeren Professionalität in der Zusammenarbeit. Davon und vom guten Verhältnis untereinander profitieren die Öffentlichkeitsarbeit der einzelnen Verbände und die Caritas in NRW als Ganzes bis heute.

Auch im neuen Jahrtausend entwickelt sich die Zeitschrift weiter: Sie wird politischer (→ S. 74), sie erscheint jetzt regelmäßig viermal im Jahr, immer zu Beginn des neuen Quartals. 2002 kommt als neues Medium der Infodienst „caritas in NRW – AKTUELL“ hinzu, der sechsmal im Jahr als aktueller Newsletter und dadurch stärker noch politisch als das Quartalsmagazin die Stimme der Caritas in NRW erhebt. Und endlich erscheint „caritas in NRW“ seit 2006 in Farbe. Bilder sind wichtiger geworden, die Texte müssen kürzer sein. Hinzu kommt die Website, die die Themen des Heftes aufnimmt und die Internetpräsenz der Diözesan-Caritasverbände ergänzt. Und zunehmend auch Social Media.

Leseanreize und Informationsmosaik

Im Zuge der digitalen Revolution haben sich Lese- und Sehgewohnheiten enorm geändert. Auch das Papierprodukt hat sich dem Rezeptionsverhalten bei den digitalen Endgeräten angepasst. Schlägt man eine Doppelseite von „caritas in NRW“ auf, wird man feststellen, dass die zahlreichen Kleintexte, „Informations-Häppchen“ und Eyecatcher immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und neue Leseanreize geben. Ist das Zusammenspiel von Texten, Bildern und Grafiken gelungen, dann fügen sich die einzelnen Teile für die Leserin und den Leser zu einem Informationsmosaik, einem Gesamtbild, zusammen.



LESEN SIE ONLINE

Ein Blick in die Werkstatt: Wie das Magazin entsteht

➔ www.caritas-nrw.de/Werkstatt

HILDEGARD DRÜCKE-ERNST liest jede Ausgabe Korrektur. „caritas in NRW“ versucht, in der Produktion höchsten Qualitätsansprüchen zu genügen.



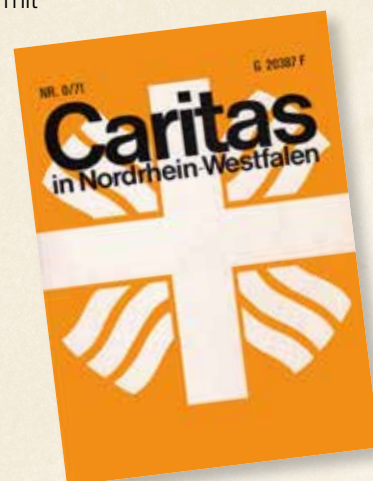
Assyrische Tontafeln

Die sozialen Probleme in der sozialen Wirklichkeit unserer Zeit sind andere geworden. Sie sind schichtenunabhängig und schichtenunspezifisch, und sie erfassen klein und groß und arm und reich. Jemand, der potentiell Macht hat (ein Minister, ein Abgeordneter, ein Boß), kann gleichzeitig hilfsbedürftig sein im Sinne moderner Sozialarbeit: in einer zerrütteten Ehe, mit einem versagenden Kind, als Rauschgiftsüchtiger, als Einsamer, als Trinker, als Neurotiker, als Alter. Alle Schichten sind betroffen. Und soziale Arbeit ist nicht nur mehr „Arme-Leute-Kram“.

Aber wir stehen ja noch in dem Geruch, wir machen „Arme-Leute-Kram“. Es ist vornehm, Anwalt zu sein oder Kämmerer, aber nicht Sozialdezernent oder Caritasdirektor, das ist „Arme-Leute-Kram“, und die

Sozialarbeiter, die stehlen und lügen und haben Krätze und Läuse. Ich weiß, wir sind da selbst mitschuldig, denn wir haben es nicht gelernt, mit den Massenkommunikationsmitteln umzugehen, und wir verkaufen den Auftrag der sozialen Arbeit in der modernen Zeit noch mit Hilfe assyrischer Tontafeln. Wir erhalten die Sendezeiten im Fernsehen ab 22.45 Uhr, wenn das große Gähnen begonnen hat.

 **caritas in NRW,**
„Nullnummer“ 0/71, S. 4-5
 **Dr. Ulrich Brisch, Kölner**
Diözesan-Caritasdirektor



Diesem Ansatz liegt ein modernes Verständnis von Magazin zugrunde. Die Information wird nicht mehr linear in einem langen Text geboten, der von vorne bis hinten zu lesen ist, sondern häppchenweise. Bilder sollen im Idealfall nicht bloß der illustrative Beleg für das im Text Gesagte sein, sondern eine eigene Informationsqualität besitzen, die die anderen Mosaiksteine ergänzt. Das stellt heute höhere (und ganz andere) Anforderungen an die Fotografen und natürlich auch an die Bildauswahl als früher, als ein Foto rein illustrativ gemeint war oder als reines Beleg-Foto das im Text zuvor Beschriebene „belegte“.

So wie sich die Caritas wandelt, entwickeln sich auch die Kommunikationsinstrumente. „caritas in NRW“ bleibt Aushängeschild, sie repräsentiert die gemeinsame Arbeit, stiftet Identität und begleitet kritisch die Sozialpolitik in Nordrhein-Westfalen. Die Caritas ist kein Konzern, weil jeder Rechtsträger wirtschaftlich eigenständig ist. Doch das verbindende Ideelle braucht einen sichtbaren Ausdruck, es muss sich manifestieren.

Viele interessante Geschichten, auch Anekdoten, manch wichtiger Überblick – einiges fehlt in diesem Sonderheft. Die zunehmende Ökonomisierung hätte einen eigenen Beitrag verdient gehabt, das breite und großartige

ehrenamtliche Engagement, das die Caritas prägt, taucht hier völlig unverdient nur am Rande auf, die Entwicklungen im Kindergartenbereich, die Suchthilfe, eine Analyse der verbandlichen Ausdifferenzierung, die wertvolle Arbeit der Fachverbände – es lässt sich nicht einmal alles nennen. Doch der Platz ist begrenzt. Einen Blick in die Zukunft haben wir an das Ende dieses Sonderheftes gestellt (→ S. 78 und → S. 82).

„Weiter geht's“, fordern die Herausgeber. Ob jedoch die Leserinnen und Leser auch im Jahr 2032 Caritas-Informationen noch gedruckt erhalten werden oder aber digital oder gar mit biochemischen Impulsen? Das ist letztlich zweitrangig. Wichtig ist, dass die relevanten Informationen sie erreichen und dass diese dazu beitragen, die Identifikation mit der Caritas und ihren Werten zu stärken.

Das Wichtigste aber ist der Dank an Sie, unsere Leserinnen und Leser. Bleiben Sie uns treu! 

Ihr



chefredakteur@caritas-nrw.de

Charitas.

Megatrend

Vatikanisches Konzil

Wertewandel Aggiornamento

ABBRÜCHE, TRANSFORMATIONEN

Entwicklungsprozesse der Caritas während der 1960er- und 1970er-Jahre

Gesellschaft verändert sich und mit ihr die Kirche und in ihr die Caritas. Die Studentenbewegung Ende der 60er-Jahre, aber auch die Auflösung von Teilen der klassischen Milieus fand in der Bundesrepublik Deutschland ihren Niederschlag in politischen Veränderungen. Die Caritas zwischen Kirche und Wohlfahrtsstaat – Einordnungen eines Historikers.

Die Geschichte der caritativen Organisationen im 19. und 20. Jahrhundert kann nur als Teil der katholischen Kirchengeschichte verstanden werden. Für die Zeit zwischen dem Ersten und Zweiten Vatikanischen Konzil heißt das, sie als Teil des katholischen Milieus zu begreifen, das als weitgehend geschlossene Sonderwelt gedeutet

Katholik*innen sollte ermöglicht werden, sich in ihrem ganzen Leben in katholischen Bereichen aufzuhalten.

wird. Getreu dem Motto „Von der Wiege bis zur Bahre“ sollte es den Katholikinnen und Katholiken ermöglicht werden, sich vom Lebensanfang bis zum Lebensende in allen denkbaren Situationen

in katholischen Bereichen aufzuhalten. Die caritativen Organisationen und Institutionen, wie z.B. Krankenhäuser, waren oftmals zentrale katholische Anlaufpunkte dieses Milieus. Gleichzeitig aber entschieden sich viele caritative Organisationen bereits im Kaiserreich nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, Teil des entstehenden Wohlfahrtsstaates zu werden, sodass ein bis heute bestehendes duales Wohlfahrtssystem, in dem private Anbieter Dienstleistungen für staatliche Stellen erbringen, Formen annehmen konnte.

Sowohl das katholische Milieu als auch der Sozialstaat erlebten während der 1960er- und 1970er-Jahre einen tiefgreifenden Umwandlungsprozess. Die Erosion des katholischen Milieus, die bereits in den 1950er-Jahren einsetzte, zeigte sich v. a. am Rückgang der Gottesdienstbesucher-

zahlen, aber auch in der nachlassenden Partizipation im katholischen Gemeinde- und Vereinsleben, um nur einige Phänomene zu nennen. Innertheologisch läutete spätestens das Zweite Vatikanische Konzil über die bewusst vollzogene Öffnung zur Welt, für die der von Papst Johannes XXIII. geprägte Leitbegriff des Aggiornamento steht, eine neue Zeit ein. Gleichzeitig erreichte der Sozialstaat in qualitativer wie in quantitativer Hinsicht ein neues Niveau, was sich etwa an dem nach langen Diskussionen 1961 verabschiedeten Bundessozialhilfe- und Jugendwohlfahrtsgesetz zeigen ließe.

Diese Umwandlungsprozesse führten zu tiefgreifenden Veränderungen im caritativen Katholizismus, wie im Folgenden an verschiedenen Handlungsfeldern dargestellt werden soll.

Abbrüche – das Ende der Fürsorgeerziehung

Ein Aufgabenfeld, in dem die oben angesprochene Kooperation von Staat und privaten Anbietern besonders gut erkennbar war, war die Fürsorgeerziehung. 1900 eingeführt, bestimmte das entsprechende Gesetz, dass „verwahrloste“ Minderjährige oder solche, die in der Gefahr stehen zu „verwahrlosen“, von ihren Erziehungsberechtigten entfernt und in öffentliche Erziehung genommen werden sollen. Um die damit dramatisch ansteigende Zahl an Pflegekindern unterbringen zu können und die Kosten möglichst niedrig zu halten, griffen die meisten für die Fürsorgeerzie-

FÜRSORGEZÖGLINGE

in dem 1887 als Säuglings- und Waisenhaus in Bochum vom Orden der Vinzentinerinnen gegründeten St.-Vinzenz-Heim. Heute ist St. Vinzenz eine moderne große Jugendhilfeeinrichtung in freier Trägerschaft, die an elf Standorten 98 stationäre und dazu rund 200 Plätze im ambulanten Setting anbietet.



VON BEGINN AN
UMSTRITTEN

Fürsorgeerziehung

Früher hatten Kinder- und Jugendheime den Charakter von Erziehungsanstalten.

hung zuständigen staatlichen Stellen (die Umsetzung der Fürsorgeerziehung war Aufgabe der Länder) auf konfessionelle Wohlfahrtseinrichtungen zurück. Im Rheinland existierten so 1914 bei über 10 000 Pfleglingen lediglich drei öffentliche Einrichtungen, die zudem nur Kinder einer Konfession aufnahmen und von einem Geistlichen geleitet wurden.

Die Fürsorgeerziehung war von Beginn ihrer Einführung an umstritten, und die ersten Missbrauchsskandale in verschiedenen Heimen, die im Kaiserreich aufgedeckt wurden, verstärkten die Antipathien. Endgültig in die Krise geriet die Fürsorgeerziehung während der 1960er-Jahre, nicht zuletzt weil viele junge Journalistinnen und Journalisten darüber kritisch berichteten. So sendete das Zweite Deutsche Fernsehen am 14. 2. 1971 um 22:00 Uhr eine einstündige Dokumentation des damals bereits recht bekannten Günter Wallraff (geb. 1942). Der Titel „Flucht vor den Heimen“ lässt die kritische Absicht bereits erkennen. Die erste Szene unterstreicht diese Perspektive. Darin berichtet eine Jugendliche namens Ethel B. über ihre Zeit als Fürsorgezögling in einer Aachener Einrichtung der Schwestern vom Guten Hirten. Die junge Frau kritisiert den Heimalltag als monoton und berichtet von ungerechten Strafen, unterbezahlter Arbeit sowie dem Zwang, am Sonntagsgottesdienst teilzunehmen. Kritisiert wurde auch die konservative Werteordnung der Ordensschwestern. Bewusst zeigte Wallraff Ethel B. als moderne junge Frau,

die sich schminkt, raucht und einen kurzen Rock trägt. Damit brachte er prägnant zum Ausdruck, dass ihm die Heimerziehung unter Zwang – das von Ethel B. am häufigsten gebrauchte Verb lautete bezeichnenderweise „müssen“ – angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse und des damit verbundenen Wertewandels als nicht mehr zeitgemäß erschien.

Das Aachener Heim versuchte v. a. auf Drängen des Landesjugendamtes Rheinland, auf diese Prozesse zu reagieren. Anders als noch Anfang der 1960er bestand so 1971 kein vollständiges Rauchverbot mehr, und auch die vorgeschriebene Länge der Röcke hatte deutlich abgenommen. Dennoch handelte es sich mit Blick auf die ablehnende Reaktion vieler (allerdings nicht aller) Heimbewohnerinnen um eine Modernisierung, die zu spät kam und nicht weit genug ging. Im Zentrum der Kritik stand dabei nicht zuletzt die religiöse Erziehung.

Die Provinzleitung entschloss sich wie viele andere Entscheidungsträger von konfessionellen Heimen, ihre Einrichtung zu schließen, was 1973 endgültig erfolgte. Dieser

CARITATIVES Ehrenamt hat sehr vielfältige und neue Formen gefunden. Ehrenamtliche engagieren sich meist zeitlich begrenzt, gerne konkret und im nahen Kontakt zu Bedürftigen. Hier suchen junge Menschen das Gespräch mit einem Obdachlosen und bieten Hilfe an: „Warm durch die Nacht“.



Milieu Ehrenamt Aufbrüche Modernis

**Caritative Vereine vollzogen
den Abschied vom Milieu, ohne
aber ihr katholisches Selbst-
verständnis aufgeben zu wollen.**

Entschluss wurde v. a. mit ausbleibendem Nachwuchs und der Überalterung der Schwesternschaft begründet. Unausgesprochen ging es aber auch um eine Erziehungskrise – das Unverständnis darüber war groß, wie sich die eigenen konservativen Erziehungsideale mit dem Wertewandel und den damit verbundenen Veränderungen im Geschlechterverständnis und im Umgang mit Sexualität, um nur zwei Reizthemen zu nennen, in Einklang bringen lassen.

Das Aachener Beispiel spiegelt damit in mehrfacher Hinsicht, wie die Krise des katholischen Milieus mit der Krise der Fürsorgeerziehung unter katholischen Vorzeichen verbunden war. Was aber bedeutete dies für die Entwicklung der Caritas generell?

Transformationen – die Entwicklung des Ehrenamtes

Auch mit Bezug auf die Milieuerosion vertreten einige Forscher die These, dass bei vielen caritativen Organisationen das katholische Selbstverständnis seit den 1960er-Jahren stärker in den Hintergrund getreten sei, während der Bezug zum Wohlfahrtsstaat an Bedeutung gewonnen habe. In ähnlicher Weise habe sich auch das Verhältnis von Haupt- und Ehrenamt entwickelt. Das Ehrenamt, das die Anfänge des caritativen Katholizismus geprägt habe, habe an Be-

deutung verloren, stattdessen habe in den 1970er-Jahren eine bis heute anhaltende Professionalisierung eingesetzt.

Diese These lässt sich allein anhand einiger weniger Zahlen gut belegen. Der damalige Katholische Fürsorgeverein, heute bekannt als Sozialdienst katholischer Frauen, verfügte so etwa 1953 über 60 234 ehrenamtliche Einzelhelferinnen, keine 20 Jahre später, 1972, waren es nur noch 12 568. 1947 kamen so im Katholischen Fürsorgeverein auf eine hauptamtliche Kraft 15 freiwillige Helferinnen, 1968 waren es nur noch sieben freiwillige Helferinnen, und Anfang der 1990er-Jahre lag das Verhältnis bei zwei zu drei. Diese Entwicklung spiegelt sich auch in den absoluten Zahlen. 1950 gab es in allen caritativen Organisationen 106 058 hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, 1970 waren es 192 484 und 1980 283 821.

Allerdings gerät eine Perspektive, die ausschließlich Professionalisierung als den Megatrend der Caritas während der letzten 50 Jahre ausmacht, in die Gefahr, neue Aufbrüche in den traditionellen Strukturen zu übersehen. Diese Neuaufbrüche lassen sich bereits daran erkennen, dass sich viele caritative Vereine während der 1960er-Jahre umbenannten, um auf diese Weise ihren Abschied vom katholischen Milieu zu vollziehen, ohne aber damit ihr katholisches Selbstverständnis aufgeben zu wollen. Der eben erwähnte Namenswechsel des Katholischen Fürsorgevereins in den Sozialdienst katholischer Frauen vollzog sich etwa so 1968, und aus dem Marianischen Mädchen-

Aufruf zur Gründung eines Charitas-Verbandes für das katholische Deutschland.

erosion Geschlechterverständnis neue Handlungsfelder Mentalitätsverschiebung ierungsprozesse

schutzverein wurde 1964 „IN VIA Katholische Mädchensozialarbeit“.

Gleichzeitig entstanden neue Handlungsfelder wie die Telefonseelsorge, die bis heute stark vom Ehrenamt geprägt sind. Gerade in diesen Feldern lassen sich viele ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter finden, die man dem neuen Ehrenamt zuschreiben kann. Eine 1982 erstellte empirische Untersuchung von Ehrenamtlichen, die bei der Telefonseelsorge aktiv waren, zeigt die damit einhergehende Mentalitätsverschiebung deutlich auf. 76,5 Prozent der Befragten (zu ergänzen ist, dass es sich nicht ausschließlich um Katholikinnen und Katholiken

handelte) deuteten ihre Tätigkeit als christliches Engagement, aber nur 40,1 Prozent verstanden sie als Dienst im Auftrag der Kirche. In diesem Ergebnis spiegelt sich die innerkatholische Pluralisierung, die sich nach dem Abschied vom Milieu verstärkte. Eine enge Bindung an die katholische Kirche auf der einen Seite und ein christliches und/oder katholisches Selbstverständnis auf der anderen Seite können, müssen aber nicht mehr übereinstimmen.

Spätestens mit dieser Beobachtung führt der historische Befund direkt in die aktuellen Diskussionen um das gegenwärtige und zukünftige Verhältnis von organisierter Caritas und Kirche, die angesichts der sich weiter verschärfenden Krise der Amtskirche in den kommenden Jahren zunehmen werden. Berücksichtigt man, dass sich der Sozialstaat angesichts einer zunehmenden Ökonomisierung ebenfalls in den letzten Jahrzehnten stark verändert hat, wird deutlich, dass sich die Caritas wie in den 1960er- und 1970er-Jahren in einer Umbruchsituation befindet. Es bleibt abzuwarten, welche Abbrüche und Transformationen dabei auftreten werden. 

ANDREAS HENKELMANN



Foto: Martin Steffen

Ausführlicher und mit Quellen-Nachweisen:

Andreas Henkelmann, *Flucht vor den Heimen in Aachen: Katholische Heimerziehung in der frühen Bundesrepublik in der Diskussion*, in: Geschichte im Bistum Aachen 11 (2011/2012), S. 225-280.

Andreas Henkelmann, *Abschied vom Ehrenamt? Überlegungen zur Entwicklung der Caritas nach dem Abschied vom Milieu*, in: Rauf Ceylan / Michael Kiefer (Hg.), *Ökonomisierung und Säkularisierung. Neue Herausforderungen der konfessionellen Wohlfahrtspflege in Deutschland*, Wiesbaden 2017, S. 123-144.

Andreas Henkelmann ist Professor für Historische Theologie an der Katholischen Hochschule NRW – Abteilung Paderborn, Fachbereich Theologie. Er leitet zudem das Zentrum für angewandte Pastoralforschung (ZAP) an der Ruhr-Universität Bochum.  www.zap-bochum.de

DIE ERFINDUNG VON SOZIALSTATIONEN

»Ein ›Kind‹ der 70er«



ZU DEN ERSTEN

Caritasverbänden in NRW, die die Idee der Sozialstation aufgriffen, gehörte 1971 der Caritasverband für den Kreis Unna.

Die Caritas stand bei der Geburt eines Hilfesystems Pate, das heute das Rückgrat in der Versorgung Pflegebedürftiger darstellt. Die ambulante Pflege entwickelte sich als eine zukunftsweisende Lösung für Probleme, die durch die Auflösung der traditionellen Großfamilie, wachsende Mobilität und zunehmende Berufstätigkeit von Frauen entstanden waren.

Unsere Gemeindeschwester verlässt uns, wir brauchen dringend Ersatz!“ Hilferufe wie diese waren vor 50 Jahren keine Seltenheit bei den Diözesan-Caritasverbänden in Nordrhein-Westfalen. Was war geschehen? Ob Altenheim, Kindergarten oder häusliche Krankenpflege: Ordensgemeinschaften prägten die karitativen Angebote der Kirchengemeinden. Ende der 60er-Jahre wandelte sich das Bild, die Zahl der Ordensleute schrumpfte,

»Die Zahl der Ordensleute schrumpfte, immer weniger Gemeindegemeinschaften standen zur Verfügung.«

Gemeindegemeinschaften standen immer weniger zur Verfügung. „Es war abzusehen, dass dieses System schon bald nicht mehr funktionieren würde“, erinnert sich Helga Morgenstern, ehemalige Abteilungsleiterin für

Gesundheits- und Altenhilfe beim Diözesan-Caritasverband Paderborn, die die „Erfindung“ der Caritas-Sozialstationen hautnah miterlebt hat.

Initiative von Heiner Geißler

Prägendes Erlebnis für den Aufbau der ambulanten Pflege war für Helga Morgenstern ihre Zeit in Mainz, wo sie von 1967 bis 1973 beim dortigen Diözesan-Caritasverband tätig war. Genau in diese Zeit fiel im Oktober 1970 die Gründung der bundesweit ersten Sozialstation auf Initiative des damaligen rheinland-pfälzischen Sozialministers Heiner Geißler und der Caritas im Bistum Mainz. Die Sozialstation in der Stadt Worms ließ die Fachwelt aufhorchen; offenbar war hier eine ganz neue Form der Versorgung von pflegebedürftigen Menschen gefunden worden, die gerade auch für den ländlichen Raum hochinteressant war, erfolgte doch dort die Pflege traditionell in der Großfamilie. Altenheime waren bis weit in die 60er-Jahre auf dem Land eher dünn gesät. In kirchlicher Trägerschaft war sie auch nur dort vertreten, wo Ordensleute für die Pflege zur Verfügung standen.

Foto: CV Unna

Für die häusliche Pflege musste also dringend etwas Neues her, denn nicht nur Gemeindekrankenschwestern fehlten. Auch das Hilfesystem Familie verändert sich aufgrund der zunehmenden Berufstätigkeit von Frauen. Die „Erfindung“ der Sozialstation war überfällig, zumal sie gekoppelt war mit anderen neuen und ergänzenden Hilfen wie etwa der Familienpflege, die dann einspringt, wenn die Mutter durch Krankheit ausfällt. Kein Wunder, dass schon kurz nach der Gründung der bundesweit ersten Sozialstation so manche Delegation aus anderen Diözesen nach Mainz und Worms reiste, um sich vor Ort zu informieren. Unter ihnen auch Prälat Joseph Becker, damals Diözesan-Caritasdirektor im Erzbistum Paderborn, und die Geschäftsführerin des örtlichen Caritasverbandes Paderborn, Magdalena Meyer. Doch noch war das Mainzer Modell nicht ohne Weiteres auf NRW übertragbar, denn völlig offen war eine verlässliche Finanzierung. Prälat Joseph Becker musste in seiner Zeit als Direktor von 1967 bis 1973 immer wieder improvisieren und alle sich bietenden Quellen anzapfen, wenn es um die Bezahlung der Gemeindekrankenpflege vor Ort ging.

Dies sollte sich bald ändern. Denn schon im März 1971 erfolgte die Gründung einer ersten „Zentralstation“ in Paderborn, der Caritasverband für den Kreis Unna folgte im November. Ermöglicht wurden diese Gründungen dank Neuordnung der Gemeinde-Krankenpflege in Nordrhein-Westfalen, durch die endlich kommunale Mittel fließen konnten. Auch das Erzbistum Paderborn beteiligte sich mit Zuschüssen zu den Personalkosten. Dabei war das neue Angebot zunächst innerkirchlich umstritten. Manche Kirchengemeinden fürchteten um die Belegung ihrer Altenheime. Der damalige, inzwischen verstorbene Generalvikar Bruno Kresing setzte sich schließlich durch, erinnert sich Helga Morgenstern. „Für ihn waren Sozialstationen die Antwort auf den sich abzeichnenden demografischen Wandel.“

Die frühen Sozialstationen der Caritas waren eng mit den Kirchengemeinden verbunden. Die zwei bis drei Pflegekräfte pro Station arbeiteten mit einem Netz von Ehrenamtlichen vor Ort zusammen. Bereits seit 1958 war das Thema „häusliche Krankenpflege“ in den Gemeinden präsent. Entsprechende Schulungen gehörten im Erzbistum Paderborn zu den Standardaufgaben der „Elisabethvereine“, wie die Caritas-Konferenzen zu jener Zeit noch hießen. Der Gedanke, dass eine Sozialstation letztlich Ausdruck einer diakonisch sorgenden Gemeinde ist, wurde nicht nur

betont, sondern auch institutionell verankert, zumindest vereinzelt. So etablierte der Caritasverband Dortmund, wo 1977 die erste Sozialstation der Caritas in Nordrhein-Westfalen gegründet wurde, Beiräte zu jeder Station aus Vertretern der Kirchengemeinden.

Die Einführung der Pflegeversicherung macht Pflege „marktfähig“

Der Systemwechsel für die Caritas-Sozialstationen kam mit der Pflegeversicherung Mitte der 90er-Jahre. Ambulante Pflege war marktfähig geworden, privat-gewerbliche Anbieter traten auf den Plan. Die Rahmenbedingungen veränderten sich für die Caritas-Sozialstationen dramatisch. Pflegekräfte, die gelernt hatten, „ganzheitlich“ Pflegebedürftige zu versorgen, also nicht nur die körperliche Situation isoliert zu sehen, wurden in ein vorgegebenes



1996 Die Caritas-Sozialstation Ascheberg, geleitet von Barbara Weinhold-McGilvray

Der Caritasdirektor begründet den Wandel.

Im Jahre 1965 ...

... gab es im Erzbistum Paderborn 313 Gemeindeschwestern in den Pfarrgemeinden, im Jahre 1977 waren es nur noch 114. Von diesen Schwestern sind viele über 65 Jahre alt. In vielen Gemeinden arbeiten keine Schwestern mehr. In diesen Gemeinden können die Kranken und die pflegebedürftigen alten Menschen nicht mehr ausreichend versorgt werden. Durch die organisatorische Zusammenarbeit der noch tätigen Schwestern in Caritas-Pflegestationen und durch die Ergänzung durch weitere Mitarbeiter in der Kranken-, Alten- und Familienpflege soll in allen Gemeinden eine gute Pflege möglich werden.

 **caritas in NRW, 5/1978**

Interview mit

 **Paderborns Diözesan-Caritasdirektor
Hans Wilk**

1995 Häusliche Pflege durch die Caritas-Sozialstation Kreuz in Münster. Mit ihren Diensten will die Caritas nicht - wie freigewerbliche Anbieter - die „Rosinen“ des Sozialmarkts herauspicken.



In den letzten ...

... Jahren wurden in der Diözese Münster 43 Caritas-Sozialstationen aufgebaut. Die Träger und Mitarbeiter investierten viel Kraft, um die Bedingungen für eine gute, am Patienten und hilfeschenden Menschen orientierte Arbeit zu schaffen. Die Aufbauphase mit vielen Verhandlungen mit dem Land NRW, mit Städten, Gemeinden und Kreisen ist fast abgeschlossen. Das große Anliegen unserer Caritas-Sozialstationen ist nun die innere Gestaltung der Arbeit. Eine wichtige Aufgabe sehen wir in der Förderung und Vertiefung einer guten Zusammenarbeit zwischen hauptberuflichen und ehrenamtlichen Mitarbeitern in Pfarrgemeinden des jeweiligen Einzugsbereiches, die die Erstverantwortung für alte Menschen, Kranke und besonders belastete Familien auch weiterhin tragen.

 **caritas in NRW, 2/1982**

„Die Chance des Kranken. Erfahrungsberichte hauptberuflicher Mitarbeiter aus der Diözese Münster“

Der Aufbau
von Sozialstationen
dauerte viele Jahre.

Modulsystem gepresst, nach dem nur noch körperliche Verrichtungen nach einem festen Leistungskatalog finanziert wurden. Bis heute ist die „Minutenpflege“ eine Hypothek dieser neuen Finanzierungsform. Hinzu kam eine zeitraubende Bürokratie mit umfassenden Dokumentationspflichten.

Die Befürchtung, dass Caritas-Sozialstationen angesichts kommerzieller Konkurrenz vom Markt verdrängt werden könnten, bewahrheitete sich nicht. Neue Angebote wurden entwickelt, und im Erzbistum Paderborn trat auch die Kirche wieder als Unterstützerin in Erscheinung, wenn etwa Zeitbudgets für die seelsorgliche Begleitung Pflegebedürftiger durch Kirchsteuermittel finanziert werden. Diese Form der „Laienseelsorge“ findet bislang zwar überwiegend in stationären Einrichtungen statt, in der ambulanten Pflege tritt sie jedoch auch immer häufiger in Erscheinung. Zeit finden für ein gemeinsames Gebet, für einen persönlichen Segen, für eine Kerze, die gemeinsam entzündet wird - in der ambulanten Pflege sollte auch dies nach dem Willen des Erzbistums Paderborn möglich sein.

Caritas-Sozialstationen genießen ein hohes Ansehen, ihre Zahl ist allen Unkenrufen zum Trotz überall in NRW kontinuierlich gestiegen. „Die Sozialstationen sind ein unersetzlicher Baustein innerhalb der Versorgungskette“, betont Christoph Menz, der heute beim Diözesan-Caritasverband Paderborn den Bereich Sozialstationen verantwortet. Immerhin werden drei Viertel aller Pflegedürftigen zu Hause versorgt, Tendenz steigend. 

JÜRGEN SAUER

Foto: Achim Pohl

**HILFE FÜR**

Contergan-Kinder in
einem katholischen
Kinderheim

ENTWICKLUNGEN IN DER ERZIEHUNGSHILFE

Heimerziehung für 5 DM pro Tag

KINDER-
HEIME

Die Erziehungshilfe war vor 50 Jahren noch vom Jugendwohlfahrtsgesetz, das seinen Ursprung in der Weimarer Zeit hatte, bestimmt. Das klassische Kinderheim basierte auf dem Fürsorgegedanken; Gewalt und Zwangsarbeit gehören zu den dunkelsten Kapiteln einer schwarzen Pädagogik, die heute durch den Partizipationsgedanken abgelöst worden ist.

Was wir seit einigen Jahrzehnten mit dem Begriff „Erziehungshilfen“ umschreiben, gab es Anfang der 1970er-Jahre eigentlich gar nicht, zumindest nicht so, wie es heute landauf, landab fast selbstverständlich gegeben ist. Was es gab, war das Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG), dessen Ursprung in der Weimarer Republik, genauer im Reichsjugendwohlfahrtsgesetz (RJWG) vom 9. Juli 1922, liegt. Nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland wurde das RJWG mit geringfügigen Umformulierungen als Jugendwohlfahrtsgesetz übernommen.

Wie das RJWG, so legte auch das JWG fest, wie seitens des Jugendamtes mit Kindern und Jugendlichen umzugehen sei, deren Eltern aus welchen Gründen auch immer für die Erziehung ausfielen. Sofern es sich lediglich um den numerischen Ausfall der erzieherisch relevanten Personen handelte, kamen diese Kinder oder Jugendlichen in die sogenannten Waisenhäuser oder auch Kinderheime. Die Kinder und vor allem Jugendlichen, die nach den damaligen äußerst kleinteiligen (um nicht zu sagen: kleinkarierten) Vorstellungen auffällig geworden waren, brachte man in Erziehungsheime, wobei in diesen Fällen das Gesetz und die Praxis je nach Mitwirkungsbereitschaft der Eltern zwi-

schen Freiwilliger Erziehungshilfe (FEH) und Fürsorgeerziehung (FE) unterschieden. Sobald die Eltern FEH beantragten oder ein Gericht auf FE entschieden hatte, wurde das Landesjugendamt zuständig.

Neben diesen Formen von Heimerziehung kannte das JWG zwar noch das Instrument der Pflegefamilie und das der Erziehungsbeistandschaft. Beide Hilfeformen spielten aber über viele Jahrzehnte eine allenfalls untergeordnete Rolle. Das hatte einen ebenso schlichten wie fatalen Grund: Heimerziehung – egal in welcher Gestaltungsform – war kostengünstig zu haben. Zu Beginn der 1970er-Jahre gab es jede Menge Kinderheime, deren Pflegesatz kalendertäglich bei weniger als 5 DM lag. In den sog. Erziehungsheimen bewegten sich die Pflegesätze um die Marke von 10 DM. Hinzu kam, dass freie Plätze in Kinderheimen wie Erziehungsheimen schnell zu haben waren – wenn nicht in der Nähe der Herkunftsfamilie, dann eben weiter weg, oft Hunderte Kilometer entfernt. Da konnte man gut und gerne auf die doch wesentlich mühsamere Suche nach (geeigneten)

Das Jugendwohlfahrtsgesetz war ordnungsrechtlich ausgerichtet; viele sprachen von ihm als einem Polizeirecht.

Pflegefamilien oder nach den spärlich gesäten Erziehungsbeiständen verzichten.

Das JWG war durchgehend nach ordnungsrechtlichen Gesichtspunkten ausgerichtet; viele sprachen von ihm als einem Polizeirecht. Jugendamt bzw. Landesjugendamt waren die entscheidenden Handlungsträger. Zwar konnten auch damals Erziehungsberechtigte (heute sagt man „Personensorgeberechtigte“) Hilfen nach dem JWG ihrerseits beantragen; sobald der Antrag aber angenommen war, spielte die Herkunftsfamilie so gut wie keine Rolle mehr. Dieser faktische Funktionsausfall führte zu einem weiteren großen Problem: Wohin kehrten die jungen Menschen zurück, wenn nach unter Umständen mehreren Jahren die Heimerziehung beendet war? Hatten sie überhaupt noch belastbare, tragfähige Beziehungen nach zu Hause? Oft genug, allzu oft war da nichts mehr.

Unwürdige Verhältnisse

Das war die Ausgangslage Anfang der 1970er-Jahre. Allen, die auch nur halbwegs über den Tellerrand ihres beruflichen Alltags schauen konnten und wollten, war klar, dass diese pragmatistische Umsetzung des JWG zu unhaltbaren

und, recht besehen, unwürdigen Verhältnissen führte. Dringend musste an die Stelle eines mehr oder minder routinisierten Behördenhandelns ein gestärktes Antragsrecht, mussten Mitbestimmung und Mitwirkung der Betroffenen und eine deutliche, auf den Einzelfall ausgerichtete Differenzierung treten. Statt der faktischen Eltern-Kind-Trennung durch Heimerziehung mussten andere Hilfeformen entwickelt werden, die den Kontakt und die Mitverantwortung der Angehörigen fördern und Hilfen im nahen Umfeld organisieren.

Die Diskussion dieser grundsätzlichen Forderungen bestimmte die 1970er-Jahre. Dazu brauchte es detaillierte und gesicherte Fachkenntnis, engagierte Mitwirkung und politisches Eintreten bei allen an der Debatte Beteiligten.

Ausbildung und Fortbildung verbessern

In der verbandlichen Caritas war dies die Geburtsstunde der in allen westdeutschen Diözesen nach und nach etablierten Arbeitsgemeinschaften der – wie es damals noch etwas holprig hieß – Heim- und Heilpädagogik. Die Kinderheime und die Erziehungsheime in katholischer Träger-



Wandel in der Heimerziehung

In den letzten 10 bis 15 Jahren hat es in der Heimerziehung einen tiefgreifenden Wandel in pädagogischer und struktureller Hinsicht gegeben. Noch vor 15 Jahren gab es in den Heimen Großgruppen von 20, 30 oder mehr Kindern, die von wenigen, in vielen Fällen pädagogisch kaum ausgebildeten, aber beruflich sehr engagierten Mitarbeitern betreut wurden. Durch die Massenpflege war es kaum möglich, mehr als liebevolle Pflege und Versorgung zu leisten. [...]

Die Kinder kommen heute durchwegs [...] mit erheblichen Verhaltensauffälligkeiten und -störungen ins Heim. Daher wird heute von den Heimen nicht nur eine erzieherische, sondern gleichermaßen eine therapeutische Wirksamkeit erwartet. Hart aber steht die Frage im Raum, ob die frühere, noch so unzuläng-

liche, aber meist liebevolle Erziehung nun möglicherweise „auf der Strecke“ bleibt. [...]

Wir sollten alles Mögliche tun, um den Institutionscharakter unserer Einrichtungen abzubauen. [...] In diesem Zusammenhang soll nur beispielhaft auf die Bestrebungen zur Gruppenautonomie, zur Errichtung von Außenstellen, Jugendwohngemeinschaften, Differenzierung von Angeboten der Schulen und Ausbildungsmöglichkeiten usw. verwiesen werden.

 **caritas in NRW, 4-5/1983**

 **Dr. Ulrich Brisch, Kölner Diözesan-Caritasdirektor,**
zum Thema „Tendenzen und Zukunftsprobleme
in der Heimerziehung“



1975 Eine Ordensschwester badet ein Kind im Kinderheim.



1974 Eine jugendliche Mutter hält ihr Kind auf den Armen im Haus am Deich in Neuss.

schaft fanden zusammen. Während sich die Erziehungsheime schon lange unter Federführung des jeweiligen Landesjugendamtes überkonfessionell getroffen hatten, war das für die seinerzeitigen Kinderheime eine völlig neue Erfahrung. Man sah, dass es anderswo auch anders laufen, vielleicht sogar besser gestaltet werden konnte. Man merkte, dass „ein Herz für Kinder“ schon ganz gut, aber angesichts der oftmals traumatisierten Klientel bei Weitem nicht ausreichend war. Viele, nahezu alle, die damals noch in den Kinder- und den Erziehungsheimen als erzieherisch Mitarbeitende tätig waren, waren Ordensleute. Einige von ihnen hatten eine fachspezifische Ausbildung, die allermeisten aber außer einer gewissen charakterlichen Eignung allenfalls eine (unzureichende) Zurüstung durch Fortbildungen.

Die nun allmählich entstehenden diözesanen Arbeitsgemeinschaften sahen insofern auch eines ihrer wichtigsten Anliegen darin, die Ausbildung zu qualifizieren und über gut konzipierte Fortbildungsangebote möglichst umgehend einen zumindest halbwegs präsentablen fachlichen Ausgleich zu schaffen. Die Kooperation mit den Fachschulen (heutige Berufskollegs) für Sozialpädagogik und mehr und mehr mit den Fachhochschulen wurde ausgebaut.

Ausgebaut wurde in den Diözesan-Caritasverbänden die Zusammenarbeit mit den kommunalen Jugendämtern

und ganz besonders dem Landesjugendamt. Das bezog sich auf Absprachen über fachliche Anforderungen und Qualifizierungen, auf differenzierte pädagogische und therapeutische Angebotsstrukturen und nicht zuletzt auch auf die quantitative Planung.

Diese Gespräche gestalteten sich äußerst lebendig, bisweilen auch turbulent. Es ging um Interessenabwägung der Heimträgerseite gegenüber der Kostenträger- bzw. Jugendämterseite. Qualifikation kostet Zeit und kostet Geld. Warum „diese Kinder, die der Gesellschaft so viel Mühe machen und zur Last fallen“, auch noch so viel Geld kosten sollten, war längst nicht jedem auf Anhieb zu vermitteln, auch nicht in den Strukturen von Kirche und Caritas. 

THEO BREUL



Foto: privat

Theodor Breul war von 1986 bis 2011 Leiter der Abteilung Kinder-, Jugend- und Behindertenhilfe im Diözesan-Caritasverband Paderborn. Der gebürtige Paderborner kam als junger Diplom-Pädagoge 1973 zum Diözesanverband, wo er das Referat Heime für Kinder und Jugendliche übernahm. Breul war u. a. Vorstandsmitglied im Bundesverband katholischer Dienste und Einrichtungen der Erziehungshilfe, leitete den Arbeitsausschuss Heimerziehung der Freien Wohlfahrtspflege NRW und war Mitglied im Jugendhilfeausschuss des Landesjugendamtes Westfalen-Lippe.

SEIT 50 JAHREN

Arme brauchen eine Lobby

ARMUT

Immer schon half die Caritas den Armen. Doch es dauerte lange, bis sich der Begriff der „Armut“ auch in der sozialpolitischen Interessenvertretung wiederfand. Seitdem kämpft die Caritas auch für politische Maßnahmen, um das Phänomen der Armut zu bekämpfen. Besiegt ist die Armut noch lange nicht. Eine Spurensuche.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und in den Wirtschaftswunderjahren sind Menschen arm, weil es oft an ausreichendem Wohnraum mangelt. Der Staat regelt das Problem mit Wohnraumzwangsbewirtschaftung. Mit dem Bau von Wohnungen und nach der Aufhebung der Zwangsbewirtschaftung kann Anfang der 1960er-Jahre ein freier Markt entstehen, auf dem von Beginn an Einkommensschwache und Großfamilien benachteiligt sind. Bei Ob-

dachlosigkeit stellen die Kommunen Wohnraum in Einfachstbauweise oder auch nur primitive Unterkünfte in Lagern zur Verfügung. Vorherrschend ist die Auffassung, dass die betroffenen Personen durch Umplatzierung und Verteilung auf Wohngebiete in verschiedenen Stadtteilen selbst Lösungen zur Beseitigung ihrer materiellen und immateriellen Not finden. Dieser Hilfeansatz erweist sich als wenig erfolgreich bei der Integration sozial randständiger Familien. Wirtschaftliche und soziale Problemlagen können damals nicht mittels Wohnraumpolitik gelöst werden.

Die Brisanz sozialer Brennpunkte

Ende der 1970er-Jahre bestimmt der neue Fachbegriff „soziale Brennpunkte“ die Situation: Wohnungsnot, lang anhaltende Arbeitslosigkeit, unzureichende existenzielle Sicherung einkommensschwacher Haushalte, aber auch vielfach Auswüchse von Gewalt sind Kennzeichen sozialer Brennpunkte. Immer mehr Menschen sind in zentralen Lebensbereichen wie Arbeit, Bildung, Wohnen, Gesundheit, Teilhabe am gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben unterversorgt. Viele fühlen sich von der Entwicklung der Gesellschaft abgehängt. Verbitterung, Aggressivität, Vereinsamung, Ausgrenzung, Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit sind die Folge.

Wahrnehmung von Armut

In den 1980er-Jahren gelingt es nur sehr mühsam, Armen zu einer Lobby zu verhelfen. Erstmals 1984 (!) taucht der Begriff „Armut“ im Schlagwortverzeichnis von „caritas in NRW“ auf. Eine erste Caritas-Untersuchung in der Diözese Münster (1987) belegt die herrschenden Vorurteile: „Die Armen bei uns sind nicht in dem Maße arm wie die Menschen in den Ländern der ‚Dritten Welt‘“, erweist sich als Abwehrargument für ein deutlicheres Engagement „vor der eigenen Haustür“. Nicht nur in kirchlichen Kreisen wird der allgemeine Begriff „Not“ bevorzugt, um die wachsende Armut zu verharmlosen. Im Dokument der gemeinsamen Synode der deutschen Bistümer von 1975 wird der Begriff „Not“ mehr als hundertmal, der Begriff „Armut“ gar nicht und der Begriff „arm“ insgesamt sechsmal gebraucht.



IN DEN 1950ER-JAHREN wurde der Hochbunker an der Richtstraße in Essen als „Wohnbunker“ für Arme genutzt.

„Armut gibt es in zunehmendem Maße auch bei uns.“



1995 „Essener Tafel“: Lebensmittelhilfe des SkF Essen-Mitte

1988 „caritas in NRW“ berichtet über Armut im Ruhrgebiet: In Oberhausen hat sich die Zahl der Sozialhilfeempfänger seit 1970 verdreifacht.

Wenn in kirchlichen Verlautbarungen doch über Armut und Arme geschrieben wird, geschieht das eher aus theologischer Sicht im Sinne einer „Option für Arme“ nach dem Evangelium.

„Neue Armut“

Dabei ist Armut – bedingt durch Phasen von Konjunkturkrisen und Massenarbeitslosigkeit – längst zu einer dauerhaften Begleiterscheinung des kapitalistischen Wirtschaftssystems geworden. Mit dem Begriff der „Neuen Armut“ Anfang der 1980er-Jahre (die Arbeitslosenzahl übersteigt die Millionengrenze und ist bereits 1985 auf 2,3 Mio. angestiegen) wird das Thema zum politischen Zankapfel. Die damalige Bundesregierung übernimmt zwar die Armutsdefinition der Europäischen Gemeinschaft (in Armut lebende Personen verfügen über so

geringe Mittel, dass sie von der Lebensweise des Mitgliedslandes ausgeschlossen sind) und „löst“ das Armutsproblem pragmatisch mithilfe des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG). Armut wird gleichgesetzt mit Sozialhilfebedürftigkeit. Das bedeutet, dass es in Deutschland deswegen keine Armen gibt, weil die Sozialhilfe in jedem Falle den Bedarf abdeckt. Doch die finanziellen Leistungen der Sozialhilfe, die in Form der Regelsätze nach einem überholten Warenkorb berechnet sind, können den tatsächlichen materiellen Lebensbedarf nicht decken. Ansonsten bleibt der Stellenwert für Soziales auf der Prioritätenskala öffentlicher Aufgaben relativ gering. Bei einer Analyse der parlamentarischen Diskussionen auf allen politischen Ebenen wird deutlich, dass Armut, verbunden mit den sozialen Folgen und Ursachen, zu den am stärksten verdrängten Themen gehörte.



1994, 1996, 2004 Der Sozialfotograf Achim Pohl spürt für „caritas in NRW“ Menschen in Armut auf. Klientinnen und Klienten der Schuldnerberatung und der Allgemeinen Sozialberatung sind bereit, sich fotografieren zu lassen.



Fotos (3): Achim Pohl



Armut in der Bundesrepublik

Wer noch vor wenigen Jahren eine Aktualisierung der Armutsfrage für die Bundesrepublik vorhergesagt hätte, wäre bei der großen Mehrzahl der Sozialwissenschaftler und Politiker bestenfalls auf Unverständnis gestoßen. Und auch für die professionelle Sozialarbeit trat sehr weitgehend in den sechziger und siebziger Jahren die Sorge um die materielle Existenzsicherung ihrer Klientel in den Hintergrund. Verhaltensunsicherheiten und „Orientierungsschwierigkeiten mit psychosozialen Ursachen“ wurden zum Hauptproblem der sozialen Berufe mit ihrem neuen Selbstverständnis von selbstverständlich zu erbringenden sozialen Dienstleistungen für den Bürger. Armut war mehr Fortbildungsthema [...] über die Geschichte des eigenen Berufsstandes oder über die Probleme der dritten Welt. [...]

Vor allem aber müssen alle, die mit dem wachsenden Problem der Armut in diesem Land zu tun haben, und in erster Linie die freie Wohlfahrtspflege, eine wirksame Interessenvertretung wahrnehmen.

„Die eigene Sprachlosigkeit der Armen“, befand Mitte der siebziger Jahre der heutige Familienminister Geißler, „darf nicht dazu führen, daß sie der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen werden, ohne die in einer Massendemokratie wenig geschieht.“

caritas in NRW, 1/1984, S. 3-4

Gerhard Pfannendörfer



Doch das Thema rückt endlich zunehmend in das Blickfeld der Wohlfahrtsverbände. „caritas in NRW“ veröffentlicht 1984 erstmals ein Themenheft „Armut in der Bundesrepublik“. Die wachsende Armut durch Arbeitslosigkeit, mangelnde staatliche Sozialleistungen und Sprachlosigkeit der Armen müssen zu einer „wirksamen Interessenvertretung der freien Wohlfahrtspflege führen“, fordert Gerhard Pfannendörfer. Der Titel der Ausgabe und das Spektrum der Beiträge illustrieren allerdings die sprachliche Unklarheit in Bezug auf den aufgetretenen Armutsbegriff: „Gedanken zur Armut“, „Bilder der Armut“, „Die Armut der Nichtseßhaften“, „Die Verachtung der Armut“.

Krise des Sozialstaats

Mit der deutschen Einigung erfährt das Thema Armut eine qualitative und quantitative Ausweitung. Die sozialpolitische Brisanz nimmt zu, die Krise des Sozialstaats, der Wandel der Arbeitsgesellschaft und die nach wie vor bestehende Massenarbeitslosigkeit erfordern Lösungen. Die Politik reagiert unter dem zunehmenden Druck mit der Strategie, soziale Risiken zu privatisieren.

Dieser Trend gipfelt Anfang der 2000er-Jahre in der Agenda 2010 und den Hartz-Gesetzen. Mit Hartz IV wird das System der sozialen Sicherung von Grund auf verändert bei gleichzeitig deutlichen Leistungseinschränkungen für einkommensarme Menschen.

„Arme unter uns“

Die Caritas bemüht sich bereits in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre, mit einer eigenständigen Armutsuntersuchung der in vielen Selbstaussagen geforderten „Option für die Armen“ gerecht zu werden. Der Deutsche Caritasverband legt 1993 mit „Arme unter uns“ neue Belege über eine fortschreitende Armutsentwicklung vor und fordert die Politik auf, die sozialen Sicherungssysteme armutsfest zu gestalten.

1997 greift das gemeinsame Wort der beiden großen christlichen Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland mit einem breit angelegten (bisher einmaligen) Konsultationsprozess in die politische Debatte ein: „In den letzten 20 Jahren ist mit dem Reichtum zu-

In den 90er-Jahren verschärft sich die Krise des Sozialstaats. Die Politik privatisiert soziale Risiken.



„Die Regelsätze der Sozialhilfe reichen nicht aus, um ein Leben in menschenwürdiger Form sicherzustellen.“

gleich die Armut in Deutschland gewachsen ... Nicht nur Armut, sondern auch Reichtum muss ein Thema der politischen Debatte sein ...“ Leider wird das Sozialwort in

»Nicht nur Armut, sondern auch Reichtum muss ein Thema der politischen Debatte sein«, fordert das Sozialwort der Bischöfe.

dieser Form nicht weitergeführt, das Sozialwort der Deutschen Bischöfe (2003) geht an mehreren Stellen weit hinter die Standards des gemeinsamen „Wortes der Kirchen“ zurück, fordert Absenkungen beim Existenzmini-

mum, bei der Sicherung von Lebensrisiken, bei Rechtsansprüchen u. Ä. Es verändert damit quasi die „Option für die Armen“ in eine „Option für den finanzschwachen Staat“.

Wissenschaft

Die sozialwissenschaftliche Forschung bringt in den 1980er- und 1990er-Jahren eine Fülle theoretischer Untersuchungen hervor, die zunehmend Eingang in die sozialpolitische Debatte finden. Bei aller konzeptionellen Viel-

falt kann als gemeinsame Erkenntnisbasis jedoch festgehalten werden, dass Armut als gesellschaftliches Problem und subjektive Betroffenheit nicht auf Einkommensarmut reduziert werden kann, sondern ein multidimensionales Phänomen darstellt. Armut wird durch viele Faktoren bedingt, die sich wiederum wechselseitig beeinflussen.

Unterschiedliche Institutionen, Verbände, Betroffengruppierungen und verschiedenartige Fachdisziplinen fordern angesichts einer unsicheren Datenlage im Kontext von Armut und Unterversorgung von der Politik die Einführung eines kontinuierlichen Beobachtungsinstrumentes, d. h. die Einführung einer durchlässigen politischen Armutsberichterstattung auf allen Ebenen.

So existieren in den 1990er-Jahren sehr unterschiedliche Armuts- bzw. Sozialberichte auf kommunaler oder Landesebene, die nach ihren Inhalten, Schwerpunkten und Zahlenanalysen sowie von ihren Konsequenzen und Forderungen sehr verschiedenartig angelegt sind.

Erst im Jahre 2001 legt die amtierende Bundesregierung einen ersten, vielseitig beachteten, Lebenslagen beschreibenden „Armuts- und Reichtumsbericht“ vor. Außerdem entsteht aufgrund der EU-Beschlüsse von Lissabon und Nizza im Jahre 2000 ein „Nationaler Aktionsplan zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung“.

Und heute: Warum haben Arme immer noch keine adäquate Lobby?

„Die Regelsätze der Sozialhilfe reichen nicht aus, um ein Leben in menschenwürdiger Form sicherzustellen.“ Viele der vor 35 Jahren entwickelten Tatsachen und Forderungen des Münsteraner Armutsreports haben nach wie vor Gültigkeit bzw. haben politisch noch nicht die erforderlichen Veränderungen bewirkt. Viele der damaligen Beispiele wiederholen sich so oder in verschärfter Form heute wieder.

- Warum ist das System der sozialen Sicherung in Deutschland immer noch überfordert (wie bereits 1987)?
- Warum werden gerade in dieser Zeit neuer Entwicklungen (Ukraine-Krieg, Corona, enorme Preissteigerungen in allen Lebensbereichen usw.) arme Menschen zusätzlich vergessen und nicht prioritär entlastet?
- Warum brauchen politische Entscheidungsträger auf allen Ebenen immer neue Belege, um arme Bevölkerungsgruppen prioritär zu versorgen – obwohl Zahlen, Daten, Fakten aus Armutsberichten u. Ä. vorliegen?
- Warum müssen Caritas und andere Wohlfahrtsverbände heute immer noch für Alleinerziehende, Kinder im SGB-II-Bezug, für einkommensbenachteiligte Familien, für Rentnerinnen und Rentner, für Flüchtlinge, für Regelsatzsteigerungen u. a. eintreten?
- Warum muss die Caritas auch heute noch im Kampf um Klimawandel und Mobilitätswende für Menschen mit geringem Einkommen um die selbstverständliche Nutzung des ÖPNV werben („erschwinglicher ÖPNV für Arme ermöglicht gesellschaftliche Teilhabe“)?
- Warum kommen Politikerinnen und Politiker und verantwortliche Energieversorger noch heute auf die Idee, Strom und Gas bei Zahlungsverzug abzustellen („hier wird gesellschaftlicher Sprengstoff gesät und gesellschaftliche Teilhabe vorenthalten“)?
- Warum sind arme Menschen in diesen Tagen und Monaten mehr denn je auf Tafeln, Sozialkaufhäuser u. Ä. angewiesen („diese Einrichtungen dürfte es in Deutschland schon lange nicht mehr geben“)?
- Warum sind die Sozialbehörden (Sozialamt, Jobcenter, Arbeitsagentur u. Ä.) so wenig kundenfreundlich, warum fehlen bis heute Erreichbarkeitskonzepte, Standards für lesbare, bearbeitbare Anträge und Bescheide (der Erstantrag Hartz IV war seinerzeit 16 Seiten lang!), warum fehlen Standards für Menschen mit Sprachschwierigkeiten, für Menschen ohne digitale Kompetenz, ohne PC oder Handy?
- Warum ...?

Warum?

Für mich als ehemaligen Sozialexperten der Caritas wird mit Abstand zur beruflichen Arbeit deutlich, dass armen Menschen und den strukturellen Bedingungen von Armut von vielen öffentlichen Trägern wie auch von Politikerinnen und Politikern auf allen Ebenen und von allen Parteien, von manchen Vertretern der Freien Wohlfahrtspflege die entsprechende Interessenwahrnehmung und Lobby verwehrt werden. In den 50 Jahren hätten sich bei den vielen Beteuerungen, Versprechen, Ankündigungen u. Ä. schon längst strukturelle Verbesserungen oder Selbstverständlichkeiten für Arme und Armut ergeben müssen.

Mein Eindruck und mein Fazit: Armen soll in unserem Land keine adäquate Lobby und strukturelle Gleichstellung gewährt werden. Viele Engagierte in der Freien Wohlfahrtspflege, in Caritas- und Fachverbänden, bei Tafeln, Sozialkaufhäusern, „Offenen Ohren“ und den vielen Beratungsangeboten bemühen sich seit Jahren und nachhaltig um diese Themen und Zielgruppen, erreichen punktuell sehr viel im Sinne und für die Betroffenen. Aber strukturell sieht es ganz anders aus! 🚫

ULI THIEN

Fragen, die jeden aufrütteln müssen!



Uli Thien, geb. 1950, Dipl.-Theologe, Dipl.-Sozialarbeiter, sozialpastorale Promotion zum Thema „Wohnungsnot im Reichtum“, 1978-2015 Mitarbeiter des Diözesan-Caritasverbandes Münster, u. a. Leiter des Referates Soziale Arbeit

TEILHABE FÜR MENSCHEN MIT BEHINDERUNG

»Am besten fragen wir sie selbst«

Inklusion ist der Oberbegriff für die große Idee in der Behindertenhilfe. Radikales Ziel: Besondere Wohnformen oder Werkstätten abschaffen, unabhängig vom Grad der Behinderung sollen alle Menschen selbstständig leben und in die Arbeitswelt integriert sein. Manche Experten wie Dr. Thomas Bröcheler sind etwas skeptischer.

BEHINDERTEN-
HILFE

Foto: Haus Hall

**DR. THOMAS
BRÖCHELER,**Geschäftsführer der
Stiftung Haus Hall

Bröchelers Ansatz für die Zukunft der Behindertenhilfe: „Am besten fragen wir die Menschen mit Behinderungen selbst.“ Für den Geschäftsführer der Stiftung Haus Hall in Gescher und Vorsitzenden der Diözesanarbeitsgemeinschaft Behindertenhilfe der Caritas in der Diözese Münster geht es weniger um die große Idee als vielmehr darum, die schon beschrittenen Wege zum selbstbestimmten Leben und zur Integration in die Gesellschaft fortzusetzen.

Da hat sich in den vergangenen Jahrzehnten durchaus was bewegt, sowohl was die Angebote der Behindertenhilfe betrifft als auch das Denken über Menschen mit Behinderungen. Das zeigt ein Blick in die Oktober-Ausgabe 1981 der „caritas in NRW“. Über mehr als 60 Seiten erstreckt sich

der Schwerpunktteil. Neben der heute nicht weniger gültigen Forderung nach mehr Selbstbestimmung findet sich auch eine heute fremd anmutende Aussage: „dass der Behinderte lernt, sich in Selbstbeschränkung an die Gegebenheiten anzupassen“. Das könne er nicht aus eigener Ansicht, sondern bei der Grenzziehung der Hilfe.

Grenzen sieht auch Bröcheler heute, aber weniger im Willen als im Faktischen. Das betrifft sowohl das Wohnen wie das Arbeiten. Zum einen fehlt es schlicht an Wohnraum, um den Wunsch nach selbstständigem, wenn auch betreutem Leben sofort umsetzen zu können. Zum anderen müsste „die Arbeitswelt ganz anders organisiert werden“ für eine Integration in den Arbeitsmarkt. Wenn die Welt aber nicht der Wunschvorstellung entspreche, mache es wenig Sinn, sich daran abzuarbeiten.

Vielmehr müsse es darum gehen, auf den Einzelnen zu schauen. „Da müssen wir uns selbstkritisch immer wieder fragen: Sind wir aufmerksam genug, um zu sehen, dass eine höhere Qualifikation möglich ist?“, sagt Thomas Bröcheler. Habe bei Arbeitsangeboten für Menschen mit Behinderung die Produktion Vorrang, werde es schwierig; gehe es vor allem um Teilhabe und Förderung, stelle sich die Frage nach den Ressourcen.

Mehr Zeit für Betreuung gewünscht

Das spiegeln auch die Antworten von Menschen mit Behinderung und Mitarbeitenden wider, wenn sie danach gefragt werden, was sie sich wünschen. Mit der Wohnsituation seien sie nicht nur im Ambulant Betreuten Wohnen zufrieden, sondern auch im Wohnheim, gerade auch in der Corona-Zeit, weil dies einen geschützten Rahmen biete, so Bröcheler. Aber beide Gruppen wünschten sich mehr Zeit für Betreuung. Enge Personalvorgaben und steigende Dokumentationspflichten begrenzten jedoch die Zeit für pädagogische Arbeit.

So ist die Behindertenhilfe in der jüngeren Vergangenheit schon weit fortgeschritten in der Erfüllung individueller Wünsche durch immer weitere Differenzierung der Wohnangebote. Gerade etabliert die Stiftung Haus Hall zum Beispiel das Intensiv Ambulant Betreute Wohnen als



SPÄTE 1960ER- / ANFANG DER 1970ER-JAHRE: Kinder mit Behinderungen und ihre Betreuerinnen vor einem einfachen Wohnhaus der Stiftung Haus Hall

Foto: Archiv Stiftung Haus Hall



Frühe Inklusion?

Jeder einzelne könnte dazu beitragen, das Los der Behinderten und ihrer Familien zu erleichtern, wenn man Eltern bezeugte, daß sie nicht alleingelassen werden in ihrem Schicksal, wenn man für den Behinderten freundliche und aufmunternde Worte findet, wenn seine Fortschritte und Leistungen anerkannt werden oder wenn man gar mithilft, die nötigen Hilfseinrichtungen zu finden oder zu schaffen. Es muss aber die Bereitschaft bestehen, Begegnungen mit behinderten Menschen zu suchen und dadurch Behinderte kennenzulernen. Wenn man diesen Prozeß vollzieht, dann stellt sich meistens von selbst die Bereitschaft ein, zur Verwirklichung des Menschseins des Behinderten behilflich zu sein. Eltern mit behinderten Kindern klagen oft sehr darüber, daß sie sich in der Gesellschaft isoliert fühlen. Appelle müssen da-

rum an Familien mit gesunden Kindern gerichtet werden, auch einmal Eltern mit einem behinderten Kind einzuladen. Aus Gruppen und Vereinen sollten Behinderte nicht automatisch ausgesperrt werden. Junge Menschen sollten ermuntert werden, in Einrichtungen für Behinderte tätig zu werden. Auch die Kirchengemeinden sind zu diesem Prozeß aufgerufen. Auch der Behinderte, und hier der geistig behinderte Mensch, hat ein Recht auf Seelsorge und religiöse Erziehung.

 caritas in NRW, 5/1981

„Hilfe für Behinderte: unsere Mitmenschen“

 Heribert Marx



Zum „Internationalen Jahr der Behinderten“ schrieb 1981 Eugen Drewermann für „caritas in NRW“.

Zwischenform. Aber nicht jeder hehre Wunsch lässt sich erfüllen. Wurde im Schwerpunkttheft 1981 noch erwartet, dass die Zahl der Menschen mit Behinderungen tendenziell sinken werde, ist das Gegenteil eingetreten. So konnte auch in der Stiftung Haus Hall das vor 15 Jahren selbst gesteckte Ziel nicht erreicht werden, dass deutlich weniger Menschen auf dem weitläufigen Gelände in Gescher leben. Zu groß ist die Nachfrage.

Gut für die Menschen mit Behinderung, aber als wenig entlastend bei der Nachfrage nach Plätzen hat sich das Ambulant Betreute Wohnen (ABW) erwiesen. Mittlerweile werden über die Hälfte der Menschen mit Behinderungen ambulant betreut. Das Angebot schätzen auch ihre Angehörigen, sodass die Zurückhaltung schwindet, ihr „Kind“ einer Behinderteneinrichtung anzuvertrauen. „Sie suchen immer früher nach Unterstützung“, sagt Bröcheler. Die erfolgreiche Arbeit im Sinne der Menschen mit Behinderungen erhöhe den Druck auf das System.

Als wenig hilfreich erweist sich für ihn hier das neue Bundesteilhabegesetz (BTHG). Es wolle dem Menschen mit Behinderung mehr Wahlmöglichkeiten einräumen, was gut sei. Gleichzeitig räume es den Leistungsträgern, sprich vor allem den Landschaftsverbänden, mehr Steue-



1995 Ein pflegebedürftiges Kind mit Multipler Sklerose braucht Versorgung und Zuwendung von medizinischem Fachpersonal.



1998 Josefsheim in Olsberg-Bigge, die Gründungseinrichtung der Josefs-Gesellschaft

←
Wege zusammen gehen,
Ziele gemeinsam erreichen -
Teilhabe und Lebensqualität fördern

runismöglichkeiten ein und lege fest, dass all dies kostenneutral sein müsse: „Am Ende ist alles widersprüchlich.“ Für illusorisch hält Bröcheler den Ansatz des Gesetzes, dass alle schwerst-mehrfachbehinderten Menschen selbstständig wohnen können sollen: „Wir werden niemals den gesellschaftlichen Konsens erreichen, die für eine individuelle 24-Stunden-Betreuung notwendigen Ressourcen über Steuermittel oder Sozialversicherungsbeiträge zur Verfügung zu stellen.“

Mehr Teilhabe – aber bitte kostenneutral

Kostenneutral zu bleiben ist auch schwierig, wenn der Landschaftsverband Westfalen-Lippe zur Umsetzung sein Personal gleich um Dutzende von Stellen aufgestockt hat. Das hat zudem den Effekt, dass „es viel mehr Leute gibt, die Fragen stellen“, erklärt Bröcheler, aber in den Behinder-

**Akzeptanz und Integration
von Menschen mit
Behinderungen sind seit 1981
deutlich verbessert worden.**

teneinrichtungen deshalb nicht mehr Mitarbeitende, die sie beantworten könnten. Wobei es auch positive Aspekte des BTHG gebe. Tatsächlich habe der einzelne Bewohner und Beschäftigte mehr eigenes Geld zur Verfügung. Auch

dass jetzt durch mehr Fallmanager genauer auf die Wirksamkeit der bewilligten Hilfen geschaut werde, sei gut.

Aber wo „wir vorher zu wenige Ansprechpartner hatten, schlägt das Pendel jetzt in die andere Richtung aus“, sagt Thomas Bröcheler. Seine Sorge ist, dass eine „wahnsinnige Bürokratie“ aufgebaut wird. Als Symptom sieht er unter anderem die mittlerweile 30-seitigen Heimverträge an, durch die selbst rechtliche Betreuer nicht mehr durchblickten.

Das halte von anderen wichtigen Fragen ab, die eigentlich zu klären seien, zum Beispiel wie Mitarbeitende Menschen „mit besonders herausforderndem Verhalten“ begrenzen könnten – nicht in ihren Wünschen, wie noch vor 40 Jahren angemahnt, sondern um nicht andere Bewohnende und Betreuende oder sich selbst zu gefährden. Da fehle es an rechtssicheren und praktikablen Vorgaben. „Das nimmt den betreuenden Mitarbeitenden die notwendige Handlungssicherheit“, sagt Bröcheler. Und wenn es da keine Lösung gebe, stelle sich die Frage, wie der Umgang mit immer mehr Menschen mit schwierigem Sozialverhalten geleistet werden könne.

Den Einzelnen fördern

Es sind eher diese rein praktischen Fragen, die sich der Behindertenhilfe heute und in Zukunft stellen und die Schritt für Schritt zu beantworten sind, als die eine große Zukunftsidee. Im Vergleich der Aussagen im Heft 5/1981 und der Ist-Situation zeigt sich ein deutlicher Fortschritt. Ansätze zu dieser Entwicklung sind in den damaligen Beiträgen zu finden, aber der Geist war noch ein anderer. Wenn von der Neigung der Menschen zu lesen ist, Menschen mit Behinderungen aus ihrem Gesichtskreis zu entfernen, so ist ihre Akzeptanz und Integration deutlich vorangekommen. Auch die Meinung, dass sie meist nicht in der Lage sind, Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen, viele auf dem Stand eines dreijährigen Kindes verharren und die wenigsten über das Niveau eines Zehnjährigen hinauskommen, ist mit entsprechender Förderung widerlegt worden. Mehr ist möglich mit dem Blick auf den Einzelnen, seine Stärken, Schwächen und Wünsche. ◀

HARALD WESTBELD



1992 Fotoreportage aus dem Franz Sales Haus in Essen-Steele. Vor über hundert Jahren als „Anstalt für Kinder mit einer geistigen Behinderung“ gegründet, hat sich seitdem der Umgang mit Menschen, die Unterstützung benötigen, gewaltig verändert. Das Franz Sales Haus gilt heute als vorbildlich.



FLÜCHTLINGE AUS VIETNAM

Van Ri Nguyen hilft heute der Caritas

FLÜCHTLINGSHILFE

Er gehört zu den Boatpeople, die seit Ende der 1970er-Jahren aus Vietnam nach Deutschland kamen: Der 69-jährige Van Ri Nguyen lebt mit seiner Familie in Mönchengladbach. Das ist seine Heimat, sagt er. Weil er nach der Flucht viel Hilfe erfahren hat, engagiert er sich heute für Hilfswerke wie die Caritas.

Ein Weg zurück in seine Heimat Vietnam ist für Van Ri Nguyen unvorstellbar. Freilich würde er das Land gerne wiedersehen, in dem er aufgewachsen ist und 28 Jahre gelebt hat. „Aber eine Reise dorthin wäre viel zu gefährlich.

»Damals haben die Menschen uns geholfen. Davon müssen wir etwas zurückgeben. Das ist meine Überzeugung.«

Die Kommunisten würden mich gefangen nehmen“, sagt er und kreuzt die Handgelenke. Wer wie er während des Vietnamkrieges mit den Amerikanern kooperiert, mit ihnen in Südvietnam als Sol-

dat gekämpft hat und schließlich dem Land den Rücken gekehrt hat, steht bei den Machthabern in Vietnam auf einer schwarzen Liste. Van Ri Nguyen würde sofort ins Gefängnis wandern.

Dabei wollte er nur eines: Freiheit. In Thai Binh in Nordvietnam geboren, flüchtete er mit rund einer Million Menschen im Alter von fünf Jahren mit seinen Eltern und Geschwistern in einem alten, klapprigen Zug in den Süden des Landes. Dort hatten die Kommunisten damals noch nicht die Macht übernommen. Der Süden des Landes wehrte sich, unterstützt von den Vereinigten Staaten, erbittert gegen eine Ausdehnung des kommunistischen Machtbereichs. Auch Van Ri Nguyen schloss sich diesem Kampf an, wurde Soldat und zweimal verwundet. Je länger der Konflikt dauerte und je mehr auch der Süden unter den Einfluss des Revolutionsführers Ho Chi Minh und seiner Leute kam, desto auswegloser wurde die Lage für Katholiken wie Van Ri Nguyen, aber auch für die zahlreichen Buddhisten im Land. Die Religionen waren dem Regime ein Dorn im Auge. Seit es 1975 die Macht übernommen hatte, wurden Christen wie Buddhisten systematisch schikaniert. Für Van Ri Nguyen, der als Bootsführer tätig war, wurde die Situation immer unerträglicher. Hinzu kamen seine Kontakte zu den Amerikanern, die seine Lage in Vietnam immer brenzlicher machten. Bevor ihm und weiteren Flüchtlingen im Jahr 1981 die Flucht aus Vietnam in einem Boot gelang, hatte er schon zwei Fluchtversuche hinter sich, die scheiterten. Die Boote zerschellten. Wieder mussten alle zusammenlegen, um ein neues Boot zu kaufen.

Tagelang auf dem Meer

Auch bei der Flucht 1981 stand es auf Messers Schneide. Sechs Tage und fünf Nächte lang war Nguyen mit seiner Familie und seinen Landsleuten - 95 Prozent von ihnen waren Katholiken, die übrigen Flüchtlinge waren Buddhisten - in einem Boot im Südchinesischen Meer unterwegs. 101 Personen saßen in dem Boot, das die Wellen hin und her warfen. In das Boot schwappte immer wieder Wasser, das die Flüchtlinge unermüdlich aus dem Rumpf schöpften. Männer, Frauen und Kinder waren in der Nusschale, das jüngste war Nguyens viertes Kind, die Tochter Kim Ngan. Sie war gerade einmal zehn Tage alt und kurz vor der



SEIT 40 JAHREN lebt Van Ri Nguyen nach seiner Flucht am Niederrhein. Vietnam trägt er als Stickerei auf seiner Krawatte.

Foto: DiCV Aachen



Flucht noch getauft worden. Das älteste Kind von Nguyen und seiner Frau war 1973 zur Welt gekommen. In dem Boot spielten sich dramatische Szenen ab. „Die Kinder weinten, wir hatten alle unvorstellbare Angst“, sagt Nguyen. Für einige Flüchtlinge war die Situation so belastend, dass sie vehement die Rückkehr nach Vietnam forderten. „Für mich war klar, dass das keine Alternative sein würde. Entweder wären wir in Vietnam umgebracht worden, oder wir wären, wenn die Flucht noch einen Tag länger gedauert hätte, ertrunken“, sagt Nguyen.

Als die Lage nahezu ausweglos erschien, die Vorräte an Wasser und Nahrung schon aufgebraucht waren und das Boot der Flüchtlinge zu sinken begann, kam auf einmal Rettung: die Cap Anamur. Zwei Jahre zuvor hatten der deutsche Journalist Rupert Neudeck, seine Frau Christel und weitere Mitstreiter das Hilfskomitee „Ein Schiff für Vietnam“ gegründet, das Frachtschiff „Cap Anamur“ zu einem Hospitalschiff umbauen und schließlich ins Südchinesische Meer auslaufen lassen, um Vietnam-Flüchtlinge vor dem sicheren Tod zu retten. Wenn Nguyen von dem Moment erzählt, als das Schiff in der aufgewühlten See auftaucht, ist ihm die Rührung anzumerken. Nguyen blieb mit Rupert Neudeck bis zu dessen Tod im Jahr 2016 eng verbunden und unterstützt den Verein „Cap Anamur – Deutsche Not-Ärzte e.V.“ bis heute. Das Schiff brachte die Flüchtlinge zunächst auf die Philippinen. Ein Jahr später

schließlich kamen Van Ri Nguyen und seine Familie nach Deutschland. 1979 hatte Niedersachsen als erstes Bundesland entschieden, Flüchtlinge aus Vietnam aufzunehmen. Weitere Länder folgten diesem Beispiel.

Engagement der Caritas-Konferenzen

In Deutschland kümmerten sich seit den 1970er-Jahren Verbände wie die Caritas darum, sowohl den Menschen in Vietnam als auch seit Ende der 1970er-Jahre geflüchteten Vietnamesen in Deutschland zu helfen. Eine große Bedeutung bei der Hilfe in Deutschland kam dabei den Caritas-Konferenzen zu, einem Fachverband der Deutschen Caritasverbandes. Die Caritas-Konferenzen verstanden sich als ein Teil der Caritas in den Pfarrgemeinden, um dort Not aufzuspüren und – unterstützt von zahlreichen ehrenamtlich Helfenden – in Not geratenen Menschen beizustehen, auch den Geflüchteten aus Vietnam. Wie gut solche ehrenamtliche Hilfe ankam, erlebte auch Van Ri Nguyen, als er mit seiner Familie nach einem kurzen Aufenthalt im Durchgangslager Unna-Massen in Mönchengladbach-Rheydt ankam – in dem Haus, in dem er heute noch lebt. Die Wohnung in Rheydt wurde der Familie über das Sozialamt der Stadt zugewiesen. Dort

ENDE 1974 begannen die nordvietnamesischen Truppen eine Großoffensive gegen den Süden. Viele Flüchtlinge versuchten, als Boatpeople das Land zu verlassen.

»Entweder wären wir in Vietnam umgebracht worden, oder wir wären, wenn die Flucht noch einen Tag länger gedauert hätte, ertrunken.«

Flüchtlingselend
in überfüllten Lagern



Auf der Insel ...

... PULAU BIDONG/Malaysia sind in einem Lager von 1 Quadrat-Kilometer Größe 41 000 Menschen, darunter viele Frauen und Kinder, menschenunwürdig zusammengepfercht. In wenigen Wochen beginnt dort der Monsunregen. Dann droht diesem Lager eine unvorstellbare Katastrophe. Diese Not hat den Diözesancaritasverband für das Bistum Aachen veranlaßt, eine Sofortaktion zu starten und zunächst einmal 260 Menschen aus der Hölle von Pulau Bidong zu befreien und in die vier eigens dafür bereitgestellten Übergangswohnheime im Bereich des Bistums Aachen aufzunehmen.

 caritas in NRW, 4/1979, S. 337 f.

»Ich bitte Sie für Jesus aus Vietnam«

Mit dem Satz „Ich bitte Sie für Jesus aus Vietnam“ erbitet der Bischof von Aachen, Dr. Klaus Hemmerle, die Hilfe der Gläubigen seines Bistums für die Flüchtlinge aus Vietnam. Wörtlich schreibt Hemmerle in einer Ausgabe der Kirchenzeitung für das Bistum Aachen: „Bitte machen Sie die Tür auf. Draußen stirbt einer, wenn Sie ihn nicht sofort hereinlassen. Er heißt Jesus. Ich weiß, Jesus ist unbequem. Aber ohne ihn leben ist tödlich. Mit ihm leben macht frei.“ [...] Er komme aus Vietnam, irre auf dem Meer herum, tausendfältig bedrängt in Todesnot. Hemmerle unterstreicht, daß die Caritas mobilisiert wurde. Sie sei bereit, ganz schnell und ganz unkonventionell zu helfen.

 caritas in NRW, 4/1979, S. 338



Lager in Hongkong

wurde Van Ri Nguyen in der Pfarre St. Johannes heimisch. Denn ihren Glauben zu praktizieren blieben ihm und seiner Familie auch in Deutschland wichtig. Regelmäßig besuchen sie die Gottesdienste. Nguyen erinnert sich an die große Hilfsbereitschaft der Menschen. Der Pfarrer informierte seine Gemeinde über die Flüchtlinge aus Vietnam, die in die Stadt kämen, und rief zur Unterstützung auf. Nach Mönchengladbach und Umgebung kamen rund 1500 Vietnamesen. In der Gemeinde wurden Möbel ebenso gespendet wie Spielsachen für die Kinder. Der Familie Nguyen stand Heinrich Zimmer, ein pensionierter Bahnbeamter, mit seiner Familie zur Seite. Davon erzählt Van Ri Nguyen mit großem Respekt. Zimmer begleitete die Familien bei Behördengängen, war zur Stelle, wenn Fragen zu klären waren.

Durch die große Hilfe gelang es ihm und seiner Familie immer besser, sich in Mönchengladbach zurechtzufinden. Heute sagt er: „Meine Heimat ist Mönchengladbach.“ Er selbst machte eine Ausbildung zum Schlosser, arbeitete bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Jahr 2019 fast 34 Jahre lang bei einem Unternehmen in Mönchengladbach. 1991 wurde er deutscher Staatsbürger. Seine acht Kinder - in der Zeit von 1983 bis 1989 wurden der Familie vier weitere Kinder geboren - machten das Abitur und studierten. „Alle haben gute Jobs“, ist der Vater sichtlich stolz.



VAN RI NGUYEN

(M.) übergibt mit Pfarrer Johannes van der Vorst (r.) eine Spende vietnamesischer Flüchtlinge für die Ukraine-Hilfe der Caritas an den Mönchengladbacher Caritas-Geschäftsführer Frank Polixa (l.).

Vereinigung der vietnamesischen Katholiken in Deutschland zeigt Solidarität

„Damals haben die Menschen uns geholfen. Davon müssen wir etwas zurückgeben. Das ist meine Überzeugung“, sagt Nguyen. Schon bald nach seiner Flucht begann er, sich für seine Landsleute und ihre Integration zu engagieren. Er war 20 Jahre lang bis 2003 Vorsitzender der vietnamesischen katholischen Gemeinde in Mönchengladbach und Viersen. So entstand auch ein enger Kontakt zum mittlerweile pensionierten Mönchengladbacher Pfarrer Johannes van der Vorst, in dessen Gemeinde sich die vietnamesischen Katholikinnen und Katholiken regelmäßig zum Gottesdienst versammeln. „Van Ri Nguyen ist ein Mensch, der die christliche Botschaft der Liebe und der Verbindung verschiedener Völker und Gruppen durch seine unermüdliche Einsatzfreude in die heutige Zeit übersetzt“, sagt der Pfarrer.

18 Jahre lang war Nguyen, der von Papst Johannes Paul II. empfangen worden war, bis 2011 stellvertretender Vorsitzender der Vereinigung der vietnamesischen Katholiken in Deutschland und gehört noch heute dessen Exekutivkomitee an. Er ist stellvertretender Vorsitzender des Bundesverbandes vietnamesischer Flüchtlinge in Deutschland. Zudem ist er Vorsitzender der Vinzenz-von-Paul-Gemeinschaft, die 2005 vom damaligen Pfarrer der vietnamesischen katholischen Gemeinde im Bistum

Aachen gegründet wurde und mit Spenden verschiedene Projekte unterstützt. So machte sich Van Ri Nguyen dafür stark, dass regelmäßig das Caritas-Krankenhaus in Bethlehem ebenso mit Spenden unterstützt wird wie Hilfswerke wie Misereor oder der Verein „Cap Anamur - Deutsche Not-Ärzte“. Oft, wenn sich irgendwo auf der Welt eine Notlage abzeichnet, ist Nguyen zur Stelle und sammelt Geld: für Opfer der Oder-Flut, Kriegsopfer in Syrien und im Irak, Opfer der Flutkatastrophe im Westen Deutschlands im Sommer 2021. Jüngste Aktion des Mönchengladbachers mit vietnamesischen Wurzeln: Dem Geschäftsführer des Caritasverbandes Region Mönchengladbach, Frank Polixa, übergab er eine Spende vietnamesischer Landsleute in Höhe von mehr als 7000 Euro für die Ukraine-Nothilfe der Caritas. Denn der Krieg in der Ukraine lässt ihn nicht kalt. Erinnerungen kommen hoch: „Bilder zerbombter Städte, kaputt geschossener Krankenhäuser, Kirchen, Kindergärten und Schulen sind uns Vietnamesen sehr bekannt“, sagt er.

So wie damals die deutsche Bevölkerung solidarisch mit den vietnamesischen Flüchtlingen gewesen sei, wollten sie heute Solidarität zeigen mit den Menschen in der Ukraine. 🇺🇦

»Bilder zerbombter Städte, kaputt geschossener Krankenhäuser, Kirchen, Kindergärten und Schulen sind uns Vietnamesen sehr bekannt.«

CHRISTIAN HEIDRICH

MASSSTAB IST ALLEIN DIE NOT

Solidarität wird international

1990ER-JAHRE

(vermutlich, genaues Datum unbekannt) – haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter des Caritasverbandes Paderborn beim Beladen eines Lkw mit Hilfsgütern für Russland



Auslandshilfe – die uneigennützige materielle Solidarität mit Armen und Benachteiligten außerhalb des eigenen Landes – lief lange Zeit ausschließlich über Caritas international. Erstmals Anfang der 80er-Jahre leisten auch Diözesan-Caritasverbände direkte Hilfen. Oft sind persönliche Kontakte der Wegbereiter. Zunehmend berichtet auch „caritas in NRW“.

Eine kleine Notiz in der Ausgabe 1/1980 informiert die Leserinnen und Leser, dass der Caritasverband für die Erzdiözese Paderborn einer polnischen Blindenschule in der Nähe von Warschau ein Tonbandkopiergerät schenkte, mit dem in einem einzigen Arbeitsgang sechs Tonbänder vervielfältigt werden konnten. „Die Tonbänder haben für Einzelstudium und Unterhaltung der Blinden spezielle Bedeutung“, heißt es in dem Bericht. Es solches Hightechgerät (heute kaum noch vorstellbar) gab es im damaligen Ostblock vermutlich nur sehr selten. Für Privatmenschen war es nicht zu kaufen, einer der wenigen caritativen Anstalten, die von Schwestern geleitet wurden, wäre ein solches Gerät vom Staat

Seit 1921 – damals bei einer Hungersnot in Sowjetrußland – gibt es die Auslandshilfe der deutschen Caritas.

keinesfalls zur Verfügung gestellt worden. Gute Gründe also für eine Hilfe, die über den damaligen Paderborner Weihbischof Paul Nordhues angeschoben wurde. Eine Kuriosität aus heutiger Sicht: Der Transport („die Reise“) dauerte fünf Monate, bis das Gerät endlich in den Besitz der Blindenschule gelangte. So war das damals, in einer Zeit, in der westdeutsche Bundesbürger Päckchen mit Filterkaffee an die Verwandten in der DDR schickten. Persönliche Kontakte ebneten die Wege für Unterstützung, die in der Realität

unendlichen bürokratischen Aufwand (Zoll, Erlaubnisse, Transporte ...) erforderte.

„Paderborn hilft Malta“ heißt es dann 1981 in „caritas in NRW“. Mit Kirchenmitteln finanziert die Caritas ein Freiwilligen-Projekt auf der Mittelmeerinsel. 1981 ist aber auch das Jahr, in dem die berühmten sogenannten Polentransporte aus dem Ruhrbistum starteten. Ruhrbischof Franz Hengsbach verabschiedete persönlich den ersten Hilfstransport auf dem Essener Burgplatz.

Und schon 1982 wird „Polenhilfe“ als eigenes Stichwort ins Verzeichnis der erschienenen Artikel von „caritas in NRW“ aufgenommen, deren Zahl schier explodiert ist. Ein paar Schlagzeilen: „Bislang größter Hilfstransport startete in Paderborn“, „Caritas Paderborn schickte Saatgut nach Polen“, „Erster Hilfskonvoi 1982 mit 84 Tonnen“, „Für über 11 Millionen DM Hilfsgüter für Polen“, „Katholikenausschuß Köln verstärkt Polenhilfe“, „Malteser: 3000 Tonnen für Polen“, „Weitere Hilfstransporte geplant“ ...

Die Polenhilfe ging einige Jahre so weiter, durchweg alle NRW-Diözesan-Caritasverbände beteiligten sich, Essen jedoch war besonders engagiert. „Die Polenhilfe im Ruhrbistum ist fast zu einer Volksbewegung geworden“, freute sich Kardinal Hengsbach seinerzeit über das große Engagement.

Nach der Niederlage des Kommunismus in Polen konnte sich die Caritas dort neu etablieren. In Kooperation mit dem Deutschen Caritasverband unterstützte das Bistum Essen vor allen Dingen die polnischen Diözesen Köslin und Kattowitz durch den Austausch von Fachkräften sowie durch Hospitationen und Wissenstransfer. Aus dieser langjährigen gemeinsamen Arbeit der Caritasverbände entstand die Partnerschaft des Bistums Essen mit dem Erzbistum Kattowitz.

1984 berichtet „caritas in NRW“, wie die Caritas im Bistum Aachen Süditalien hilft. Dort hatte sich 1980 in der Region Irpinia östlich von Neapel ein schweres Erdbeben mit rund 3000 Toten ereignet. Die Caritas rief zu Spenden auf, die in Absprache mit der italienischen Caritas besonders dem Dorf Conza zugutekamen. Unter anderem wurde von den Aachenern eine Sozialarbeiterin finanziert, deren „segensreiche“ Arbeit dem Gemeinwesen diene.

Die deutsche Einheit und der Zusammenbruch des Ostblocks erforderten den Aufbau von Caritasarbeit in Ostdeutschland und parallel dazu die Ausweitung der Polenhilfe auf Ungarn, Rumänien und andere ehemalige Ostblockstaaten.

1994 dann heißt das entsprechende Schlagwort im Index von „caritas in NRW“ nicht mehr „Polenilfe, Ungarnhilfe,

Rumänienhilfe“ u. a., sondern jetzt summiert man die Artikel unter dem Stichwort „Kriegsgebiete- und Auslandshilfe“. Die Caritasverbände helfen in Tschechien, auf dem Balkan („Hilfe für Bosnien“, „Handwerker packen in Bosnien mit an“), wo die Not nach den jugoslawischen Erbfolgekriegen groß war.

Und wieder wird gesammelt - nach dem Genozid nun für Ruanda, aber diesmal geht das Geld an Caritas international, wo das Netzwerk und die Expertise für Katastrophenhilfe im Ausland groß sind.

Mit unterschiedlicher Intensität engagierten sich alle fünf Diözesan-Caritasverbände (und auch viele örtliche Verbände) auch im neuen Jahrtausend in der Auslandshilfe. Geholfen wurde in Sri Lanka nach dem schrecklichen Tsunami (DiCV Aachen und DiCV Essen), in Tansania und Sibirien (DiCV Aachen), in Kaliningrad (DiCV Paderborn), in Vitebsk/Belarus (DiCV Köln), in Iasni/Rumänien (DiCV Münster), um nur einige Projekte zu nennen. 

MARKUS LAHRMANN

*Caritas hilft Menschen
unabhängig von deren Herkunft,
Religion und politischer Überzeugung.*

ANZEIGE

AUSLANDSHILFE DER RUHR-CARITAS

Wegweisende Projekte und Lerneffekte für heute

Die Auslandshilfe der Caritas im Bistum Essen ist untrennbar mit dem Namen Rudi Löffelsend verbunden. Er war von Beginn der 1980er-Jahre bis zu seinem Ausscheiden aus dem Verband 2010 ihr Motor und Initiator mit Signalwirkung für die Caritas insgesamt.

Beauftragt vom Ruhrbischof Franz Kardinal Hengsbach, rief Rudi Löffelsend die Polenhilfe ins Leben. Nach der Verhängung des Kriegsrechtes 1981 verließen unzählige Hilfstransporte den Ruhrpott Richtung Osten, die Solidarität der Menschen im Ruhrgebiet mit den Polen war immens groß. Löffelsend, mit sicherem Instinkt für Inszenierung, setzte diese Transporte mit vielen kleinen Fahrzeugen in Szene - mit dem Effekt, dass es zahlreiche freiwillige Fahrer gab, für die diese Hilfsgütertrans-

porte noch heute legendär sind. Die Transporte haben die deutsch-polnischen Beziehungen sicher positiv beeinflusst. Auf jeden Fall waren sie für das Ruhrbistum der Einstieg in eine neue Dimension der Caritasarbeit, die Auslandshilfe.

Die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl

Die Nuklearkatastrophe von Tschernobyl ereignete sich am 26. April 1986 und hatte verheerende Folgen insbesondere für Kinder und Jugendliche in der Ukraine. Im ökologisch intakten Nationalpark „Ukrainische Karpaten“ entstand mithilfe der nordrhein-westfälischen Diözesan-Caritasverbände in den folgenden Jahren ein Feriendorf für tschernobylgeschädigte Kinder aus der Ukraine und Weißrussland (vgl. S. 39: „Erholung vor Ort statt in Westeuropa“).

Zusammenbruch des Warschauer Paktes

Nach dem Zusammenbruch des Warschauer Paktes erkannte Rudi Löffelsend die Chancen der Öffnung auch für humanitäre Hilfen. Als Erstes realisierte die Caritas im Bistum Essen - damals schon von der Landesregierung NRW finanziert - Winterhilfen in der Ukraine. Nach dem Sturz des rumänischen Diktators Nicolae Ceausescu schockierten Bilder aus rumänischen Heimen Deutschland: Kinder vegetierten vor sich hin, in den eigenen Exkrementen liegend, in schmutzigen, fauligen und schimmeligen Behausungen, bewacht von Erwachsenen. Ein Aufschrei der Entrüstung und eine Welle der Hilfe waren die Folgen. Mit Unterstützung der NRW-Landesregierung, die hohe Beträge für Ost- und Südosteuropa bereitstellte, wurde die Auslandshilfe der Caritas im Ruhrbistum aktiv.

Ein Verbund von zeitweise fünf Kinderheimen im westrumänischen Neupetsch und in Timisoara hatte Modellcharakter. Den Initiatoren ging es unter anderem darum, den Verantwortlichen bei den staatlichen Stellen zu zeigen, dass Heime keine anonymen Verwahranstalten mit riesigen Schlafsälen sein müssen. Nach einigem Suchen fand die Caritas mit örtlichen Partnern ein großes, leer stehendes Pfarrhaus in Neupetsch, 30 Kilometer



1993 Die Romasiedlung in Shutka, einem bitterarmen Stadtteil der mazedonischen Hauptstadt Skopje, galt als größtes Roma-Viertel der Welt.

westlich von Temesvar. Zu diesem Pfarrhaus wurden im Dorf noch drei frei stehende kleine Bauernhäuser preiswert erworben, um deren Nutzfläche für den Obst- und Gemüseanbau zu verwenden und weitere Familiengruppen dort unterzubringen.

Nach der Renovierung zogen im Jahr 1994 erstmalig 30 Kinder aus staatlichen Heimen ein. Bis heute sind hier insgesamt mehr als 100 Kinder aufgewachsen. Weitere Projekte waren die Gründung einer Schule für Heim- und Heilerziehungsberufe in Timisoara und der Aufbau eines Landmaschinenzentrums in Ciacova.

Die Volksgruppe der Roma im Blick

Mit Beginn des Jugoslawienkonfliktes wurde ein Re-Integrationsprojekt der Landesregierung NRW für abgelehnte Asylbewerber in Mazedonien umgesetzt, begleitet von heftigen Kontroversen, die schließlich im Bettelmarsch der Roma mit anschließendem Dauercamp in der Nähe des Düsseldorfer Landtages gipfelten.

Die Idee der „Neuen Flüchtlingspolitik“, maßgeblich vom damaligen Chef der Staatskanzlei, Wolfgang Clement, gefördert, war es, Fluchtursachen in den Herkunftsländern zu mindern und die Lebensverhältnisse dort zu verbessern. In den Jahren 1991 bis etwa 2000 hat die Caritas im Ruhrbistum das soziale Umfeldprogramm des Projektes umgesetzt. Mitten in der größten, überwiegend von Roma bewohnten Siedlung Shutka in der mazedonischen Hauptstadt Skopje entstand eine neu erbaute Siedlung für knapp 700 aus NRW nach Skopje zurückgekehrte Menschen. Die Caritas hat sich von Anfang an dafür eingesetzt, auch die ortsansässige Bevölkerung in die Hilfen einzubeziehen. Im Zuge des Projektes entstanden in Zusammenarbeit mit der ortsansässigen kleinen Hilfsorganisation Nadez (mazedonisch für „Hoffnung“) ein Jugendzentrum, eine Kooperation mit einer medizinischen Ambulanz zur basalen medizinischen Versorgung, Schulspeisungen, Projekte für Frauen und Mädchen und eine Reihe von beruflichen und schulischen Qualifizierungsmaßnahmen.

Es hat durchaus sehr unterschiedliche Sichtweisen des Themas Rückkehr(förderung) von Geflüchteten und Asylbewerbern gegeben. Sich mit Rückkehrförderung zu beschäftigen galt in weiten Teilen der Beraterszene als Tabu. Hinzu kam, dass das Projekt auch noch von einer Landesregierung finanziert wurde und die Caritas im Ruhrbistum sich so dem Vorwurf ausgesetzt sah, sich instrumentalisieren zu lassen. Es ist sicher richtig, dass das Projekt dem Land NRW geholfen hat, Sozialausgaben einzusparen. Auf der anderen Seite hat es wichtige Impulse gegeben, das Thema Rückkehrförderung ernsthaft in den Kanon der Migrationshilfen aufzunehmen und Fluchtursachenbekämpfung in den Herkunftsländern zu thematisieren.



1993 Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Johannes Rau besucht in Skopje (Mazedonien) ein Dorf für Roma-Familien, das mithilfe der Ruhr-Caritas für freiwillig zurückgekehrte abgelehnte Asylbewerber aufgebaut worden war.

Der Krieg auf dem Balkan und Hilfsprojekte im ehemaligen Jugoslawien

Der Jugoslawienkrieg hat auch die Menschen im Ruhrgebiet bewegt. Die Caritas konnte eine ganze Reihe von Projekten der humanitären Hilfe für Flüchtlinge und Vertriebene in Kroatien und Bosnien realisieren, zum Beispiel eine Neubausiedlung in Capljina bei Mostar für Binnenvertriebene aus Serbien. Auch in Lipik in Slavonien wurde mit der Unterstützung des Baukonzerns Hochtief eine Flüchtlingssiedlung errichtet. Später erweiterte die Caritas ihren Aktionsradius auch auf Serbien, etwa mit einem kommunalen Rückkehrförderprogramm für abgelehnte Asylbewerber, die in Essen wohnten. Partner vor Ort war die Caritas für die Erzdiözese Belgrad. Während dieser Jahre haben Löffelsend und sein Team viele Journalistenreisen zu den humanitären Projekten organisiert, die von Einzelpersonen, Firmen und kirchlichen Akteuren unterstützt wurden. Löffelsends Einsatz wurde dabei auch kritisch gesehen, so etwa, dass durch die faktische Umsiedlung von Vertriebenen demografische Fakten geschaffen würden in einem Bürgerkrieg, der auf ethnischen Motiven beruhte.

EU-Projekte

Ab dem Jahr 2000 hat die Caritas im Bistum Essen angefangen mit EU-geförderten Projekten: ein Projekt zum internationalen Kampf gegen den Menschenhandel sowie

↖
Rückkehrhilfe
war durchaus
umstritten.

ein Projekt zur Unterstützung von Roma-Selbstorganisations in fast allen Ländern des ehemaligen Jugoslawiens.

Weitere EU-geförderte Projekte waren ein Programm zur Unterstützung kroatischer Kinderheime und ein an der Friedensarbeit orientiertes Jugendprojekt in der Republika Srpska in Bosnien. Außerdem hat sich der Verband nach dem verheerenden Tsunami im Indischen Ozean im Dezember 2004 am Neubau einer Geburtsklinik in Galle/Sri Lanka beteiligt und darüber hinaus viele eigene Projekte auf Sri Lanka realisiert – den Wiederaufbau von Fischerhütten, den Neubau von Schulgebäuden, eines Waisenhauses und Internates in Matara.

Hilfe für Flüchtlinge im Nordirak – Aktivitäten im Nahen Osten

Seit 2007 war der Caritasverband für das Bistum Essen im Nordirak tätig, vorwiegend in der Autonomen Region Kurdistan. Weit über 2,5 Millionen Euro sind an Spenden zusammengekommen, damit wurde anfangs vorwiegend christlichen Flüchtlingen aus dem Irak geholfen, seit 2012 im großen Umfang auch syrischen Flüchtlingen und der Minderheit der Jessiden. Ein Flüchtlingsdorf, finanziert von nordrhein-westfälischen Kommunen, und viele Projekte für Flüchtlinge konnten vor Ort realisiert werden, die Begleitung von traumatisierten Menschen, ein Frauenprojekt und die Gründungsförderung von Handwerksbetrieben für Geflüchtete.

Mit der Verabschiedung von Rudi Löffelsend in den Ruhestand 2010 endete die eigenständige Auslandshilfe des Caritasverbandes für das Bistum Essen. Die Gründung der Caritas Flüchtlingshilfe Essen (CFE) 2014, die ebenfalls auf eine Initiative von Rudi Löffelsend zurückgeht, ermöglicht es seitdem, viele Projekte im Nordirak und den Betrieb des Kinderheimes St. Nikolaus in Rumänien weiterzuführen.

Rudi Löffelsend: menschenfreundlich, humorvoll, sachverständig

Die Auslandshilfe der Caritas im Ruhrbistum hat drei Jahrzehnte lang beeindruckende Projekte auf den Weg gebracht. Ihr Leiter, Rudi Löffelsend, hatte die Zeichen der Zeit erkannt und – manchmal ungeachtet strukturel-

ler Gegebenheiten – direkt in caritatives Handeln umgesetzt. Ihm ist es immer gelungen, Menschen für seine Themen zu begeistern. Essenziell war, dass er ein hoch motiviertes Team hatte und in den großen Entscheidungen immer die Rückendeckung des damaligen Direktors der Caritas im Ruhrbistum, Günter Berghaus. Kennzeichen der von ihm geprägten Auslandshilfe war es, immer einen Schritt weiter zu gehen als das Erwartbare und „Normale“. So hat er sich trotz massiven Gegenwinds auf die Realisierung des sozialen Umfeldprogrammes für abgelehnte Asylbewerber aus NRW in Skopje/Mazedonien eingelassen. Ein Projekt, das massiv in der Kritik stand, von dessen Erfahrungen aber viele andere Aktivitäten wie die Rückkehrberatung und -förderung profitierten. Auch der Schritt, den Aktionsradius in der Tsunamihilfe auf Übersee zu erweitern, war eine konsequente Entscheidung, auch angesichts der hohen Spendenbereitschaft aus dem Ruhrgebiet. Die Hilfen auf dem Balkan waren deutlich mehr als das, was andere Diözesanverbände realisiert haben. Diese Aktivitäten waren nur möglich, weil es Löffelsend immer gelungen ist, starke Partner zu gewinnen, die die Aktivitäten unterstützt haben. Die Projektbesuche vor Ort sind vielen Journalisten und Journalistinnen in bleibender Erinnerung. Löffelsend konnte mit Humor, Menschenfreundlichkeit und Sachkenntnis politische und soziale Zusammenhänge wie kein Zweiter plastisch, mitunter drastisch erklären. Außerdem hat er es immer verstanden, seine Ressourcen perfekt mit den Anliegen seiner Partner zu verbinden. So wurde die Caritas im Ruhrbistum zu einem Partner der Landesregierung NRW und hat, später dann EU-gefördert, viele Millionen Euro mit wegweisenden Projekten umgesetzt.

Ein Blick nach vorne

Kontakte zu anderen ausländischen Partnern sind für jeden Caritasverband, ob Orts Caritas, Fachverband oder Diözesanverband, wertvoll, weil sie den Horizont weiten und deutliche Verhältnisse relativieren bzw. reflektieren helfen. Sie sind fachlich und menschlich eine echte Bereicherung.

Mitte 2022 stehen wir unter dem Eindruck großer Fluchtbewegungen, der Corona-Pandemie, der Hochwasserhilfe und des Ukraine-Krieges. Wird „Krise“ der Normalzustand werden? Die Caritas ist gut beraten, sich auf krisenhafte Situationen vorzubereiten, insbesondere in der Folge des Klimawandels. Viele Ansätze und Arbeitsweisen der Auslandshilfe sind dabei hilfreich. Menschen, die Erfahrungen in der Auslandshilfe haben, sind in der Regel gewohnt, unter chaotischen Umständen zu arbeiten, Ordnung oder mindestens Arbeitsfähigkeit in eine chaotische Situation zu bringen und schnell Antworten auf akute und dringende Fragen zu finden: eine Fähigkeit, die wir in Zukunft sicher häufiger brauchen werden. 

CHRISTOPH GRÄTZ



2006 Rudi Löffelsend:
Er konnte Menschen
begeistern und mitreißen.

Foto: Christoph Grätz



enormes Engagement

Erholung vor Ort statt in Westeuropa

Caritas in NRW ermöglicht den Bau eines Feriendorfes für Tschernobyl-Kinder in der Ukraine

Vasilij Bota erinnert sich noch genau an jene Tage Anfang Mai 1986, die sein Leben und das seiner Landsleute in der Ukraine verändern sollten. „Es gibt hier ein kleines Problem mit dem Reaktor in Tschernobyl“, erwähnte am 4. Mai 1986 fast beiläufig seine in Kiew lebende Frau am Telefon – Vasilij Bota arbeitete damals als Elektronik-Ingenieur in der Nähe von Murmansk. Der Physiker ahnte Schlimmes – trotz der verharmlosenden Meldungen der Behörden, die die Menschen viel zu spät „informieren“ sollten. Unter dem Eindruck der nuklearen Katastrophe entstand in Kiew das Hilfswerk „Kolyska“ („die Wiege“). Vasilij Bota wurde Vizepräsident. Seitdem beschäftigt ihn nur noch eine Frage: Wie kann man den vielen hunderttausend geschädigten Kindern und Jugendlichen am effektivsten helfen? Dringend geboten: flächendeckende Erholungsmaßnahmen.

Sorgen bereitet Bota vor allem die Dauer-schädigung der roten Blutkörperchen. Massenuntersuchungen des Blutes von „Tschernobyl-Kindern“ belegten, dass die Zellen geschädigter Blutkörperchen zerfasert aussehen – statt rund wie bei gesunden Menschen. Hoffnung mache die Tatsache, dass sich bei Aufenthalten in ökologisch unbelasteten Regionen die roten Blutkörperchen schon nach drei bis vier Wochen erholten. Die Schädigung trete allerdings einige Monate nach der Rückkehr in die verstrahlte Heimat wieder auf. „Die nächste Erholungsphase müsste dann einsetzen“, sagt Bota. Eine derartige „zyklische“ Erholung ist bei einmaligen Aufenthalten im Westen nicht möglich.

Für die „Wiege“ und die Caritas heißt daher die Alternative: Erholung vor Ort. Im ökologisch intakten Nationalpark „Ukrainische



1996 Mit über einer Million D-Mark finanzierten die Diözesan-Caritasverbände Aachen, Essen, Münster und Paderborn das Kinderferiendorf Jablunitsa in den ukrainischen Karpaten. Besondere Spendenaktionen in den Diözesen ermöglichten die Realisierung dieses Mammutprojektes, so auch im Kreis Gütersloh, wo Caritas-Ehrenamtliche über 40 000 Mark gesammelt hatten. So viel kostete der Bau eines einzelnen Gebäudes. Auch der damalige Paderborner Diözesan-Caritasdirektor Volker Odenbach (links) warb mit einem Modell eines Holzhauses in seinem Verbandsbereich um Spenden.

Karpaten“ ist deshalb mit Hilfe der nordrhein-westfälischen Diözesan-Caritasverbände in den letzten fünf Jahren ein Feriendorf für tschernobylgeschädigte Kinder aus der Ukraine und Weißrussland gebaut worden. Die Einweihung hat am 24. April unter Beteiligung von Vertretern der Caritasverbände für die Bistümer Aachen, Essen und Paderborn stattgefunden.

Die Caritas bietet deutschen Tschernobyl-Initiativen die Nutzung der Einrichtung als Alternative zu Aufenthalten im Westen an. Auch deutsche „Paterneltern“ können dort gemeinsam mit ihren Schützlingen derartige Erholungsmaßnahmen durchführen. Auf diese Weise können Spendengelder

wesentlich effektiver eingesetzt werden, da der Aufenthalt für ein Kind dort nur einen Bruchteil der Aufenthaltskosten in Deutschland ausmacht. Der Tagessatz liegt derzeit bei zwölf Mark. Die medizinische Betreuung wird durch einheimische Ärzte und ein Speziallabor aus Deutschland gesichert. Der Bau von 20 Holzhäusern, einer Umspannanlage für die Stromversorgung und einer Kläranlage – der ersten in der Region – kostete rund 1,1 Millionen Mark [...].

 aus der Presse-Mitteilung der Diözesan-Caritasverbände in NRW vom 10. Mai 1996

1988 – DIE ERSTE AIDS-BERATUNG

»Bleib mir vom Leib«



Als sich nach 1983 Aids schnell ausbreitet, gilt die Krankheit anfangs als „Schwulenpest“, als „Lustseuche“, als „Geißel Gottes“. CDU-Bundesgesundheitsministerin Rita Süssmuth setzt ab 1985 auf Aufklärung und Kondome. Die Kirchen hingegen konzentrieren sich zunächst nicht auf die Erkrankten, sondern auf die Sexualmoral. Erst 1988 beginnt konkrete Hilfe.



VON 1974 bis 1999 amtierte Prälat Günter Berghaus als Direktor des Diözesan-Caritasverbandes Essen. Für den charismatischen Priester gehörten Seelsorge und Caritas untrennbar zusammen. Wie nur wenige verkörperte er mit Person und Amt diese beiden wichtigen Seiten der Kirche.

Der Beginn der Caritas-Aids-Hilfe in Deutschland ist aufs Engste verbunden mit dem Namen Prälat Günter Berghaus. Der langjährige Diözesan-Caritasdirektor und Essener Dompropst, ein damals weit bekannter, innovativer Caritas-Mann, eröffnete 1988 in Essen die bundesweit erste katholische Beratungsstelle für HIV-Infizierte – zu einem Zeitpunkt, als es angesichts der „Geißel Gottes“ viel Panik und wenige Hilfsangebote gab.

Ende Februar 1988 waren der Weltgesundheitsorganisation (WHO) weltweit 81433 Aids-Fälle gemeldet worden – die Zahl war innerhalb eines einzigen Monats um mehr als 4000 Infizierte gestiegen. Für NRW sprach der damalige NRW-Gesundheitsminister Hermann Heinemann 1989 von 256 Aids-Todesfällen und weiteren 399 als aidskrank Gemeldeten. Es herrschte Panik und Diskriminierung. Man hielt sich die Betroffenen vom Leibe, beäugte sie misstrauisch als Homosexuelle oder Drogensüchtige und versagte ihnen die Hilfe, die sie angesichts der Erschöpfungs-

krankheit doch so dringend benötigten – nicht erst, wenn die Krankheit ausgebrochen war. Schweigen und Einsamkeit begleiteten die Infektion, die oft sogar vor der Familie geheim gehalten wurde

Im April 1991, drei Jahre nach Gründung ihrer Aids-Beratung, bot die Caritas in Essen ein zweitägiges Fachsymposium an. Es sei „Ausdruck unseres Willens, die Aids-Problematik als Herausforderung für Caritas und Kirche anzunehmen“, schrieb Günter Berghaus in der Einladung, „wir möchten viele Menschen sensibilisieren und informieren, um gemeinsam der Not und dem Leiden aidserkrankter und HIV-infizierter Menschen zu begegnen“.

Im selben Jahr kündigte Berghaus die Errichtung eines Pflege-Hospizes mit 15 Pflegeplätzen in Duisburg-Hamborn an, das an eine Sozialstation und die Kirchengemeinde angebunden werden solle. Ungeachtet der allgemeinen Berührungängste gegenüber Aids-Kranken appellierte er an die Mitarbeiterinnen der Caritas-Konferenzen, eine ehrenamtliche Gruppe aufzubauen, die sich um die Kranken kümmern sollte.

Mit Fantasie und Einfühlungsvermögen wurden in Essen weitere Hilfen aufgebaut: in der Hautklinik der Universität Essen ein eigenes Beratungszimmer für Menschen mit HIV und anschließend noch ein Patientencafé, um Hemmschwellen zur Beratung zu senken. Oder ein Caritas-Musikwettbewerb für Nachwuchs-Bands in NRW zum Thema „Liebe und Sex im Zeichen von Aids“ – sechs Bands durften schließlich ihre eigens für den Wettbewerb geschriebenen Musikstücke in Essen präsentieren. 1996 ging man dann mit elf HIV-Positiven und einer Krankenschwester samt ihrem roten Medikamentenköffchen auf einen von Rotary und Sparkasse gesponserten Segeltörn nach Dänemark. Das Ziel: nette Leute kennenlernen, mal auf andere Gedanken kommen, einfach etwas Schönes erleben. Der begleitende Skipper antwortete auf die Frage, ob er denn keine Angst vor Ansteckung habe, in genau zwei Worten: „Ach was.“ Die Neu-Segler allerdings tauschten sich auf dem Törn auch darüber aus, wie ablehnend die Gesellschaft nach wie vor reagiere auf Krankheit, Aids und Homosexualität.

1987 Die Schwerpunkt-kampagne der BZgA zur Aidsprävention erhält das Logo „GIB AIDS KEINE CHANCE“, das bald und bis heute zu den bekanntesten Logos überhaupt gehört.



*Die Gesellschaft
musste erst lernen,
mit der Krankheit
umzugehen.*

„Kirche muss sich – auch finanziell – an der Aufklärung über Aids beteiligen!“

Nachdem in Essen der Anfang gemacht war, nahm die Aids-Aufklärungsarbeit in NRW schnell an Fahrt auf, auch wenn konkrete Hilfen für Erkrankte eher zögerlich aufgebaut wurden. Im Mai 1989 sprachen sich in Aachen Mitarbeiter „von der Basis“ und der Anstellungsträger einstimmig dafür aus, weiterhin in der Aids-Prävention tätig bleiben zu wollen. Aufklärung über Aids und die damit zusammenhängenden Fragen der Sexualität, aber auch über Leiden und Sterben seien ein eigener kirchlicher Auftrag, an dessen Umsetzung sich neben Land und Kommunen auch die Kirche finanziell beteiligen müsse.

Im Diözesan-Caritasverband Köln stand die psychosoziale, ambulante und stationäre Versorgung Aids-Kranker 1989 im Mittelpunkt einer Fachtagung. Über 100 Teilnehmende aus Caritas, Fachverbänden und Pfarreien informierten sich, ohne allerdings über die „Prophylaxe“ hinaus schon eigene Hilfen anbieten zu können.

Im Jahr 1993 zog der Aachener Bischof Klaus Hemmerle nach und weihte in der Pfarrei St. Josef in Mönchengladbach die Wohngemeinschaft „Oase e.V.“ für aidskranke Drogenabhängige ein. Den Anstoß dafür hatten hartnäckige Jugendliche der Pfarrei nach einer Projektwoche zur Aids-Problematik gegeben. Hemmerle ermutigte bei der Einweihung zum Einsatz für die Erkrankten, zumal es unter den Pfarrangehörigen immer noch Skeptiker gegenüber dem Projekt gebe.

Auch in Köln-Lindenthal öffnete 2020 nach achtjähriger Planungszeit das „Haus Lukas“ als Wohn- und Pflegehaus für aidskranke Menschen seine Pforten. Die lange Projektphase war unter anderem der Tatsache geschuldet, dass Caritas und SKM in Köln ursprünglich ein Hospiz errichten wollten, dann aber dank besserer Behandlungsmethoden gegen die Immunschwächekrankheit ein Wohn- und Lebenshaus einweihen konnten.

Inzwischen gehört die Aids-Beratung bei der Caritas längst zum Standardangebot. Besonders gefragt: die anonymisierte, kostenlose Online-Beratung. 

CORDULA SPANGENBERG

Caritas fackelte nicht lange

Sie haben Angst, riesengroße Angst. Diejenigen, die an Aids erkrankt oder HIV-infiziert sind. Aber auch diejenigen, die befürchten, sich angesteckt zu haben. Mit den Sorgen und Nöten dieser Menschen sieht sich der Caritasverband für das Bistum Essen immer stärker konfrontiert. Und darum fackelte er nicht lange. Seit Anfang des Jahres gibt es ein Aids-Zentrum in der Alfredstr. 297 in Essen. [...] „Wir helfen jedem“, sagte Prälat Günter Berghaus, Direktor des Caritasverbandes, „unabhängig von seiner Herkunft oder seiner Konfessionszugehörigkeit. Niemandem werden ethische Wertvorstellungen aufgezwungen, der sie nicht tragen kann. Wir fragen auch nicht nach Schuld, sondern appellieren an die Verantwortung.“

 caritas in NRW, 3/1988, S. 262

KATHOLISCHE KRANKENHÄUSER

Prozesse der Konsolidierung

Als Präsenz der Kirche in der Welt gelten die katholischen Krankenhäuser. Doch der sich entwickelnde Gesundheitsmarkt, die zunehmenden Qualitätsanforderungen erfordern hochprofessionelle und wirtschaftlich gesunde Krankenhäuser. Der Weg dahin war steinig und weit. Erinnerungen eines ehemaligen Krankenhausmanagers.

ZEITZEUGE

caritas in NRW: Wie haben Sie seit den 70er-Jahren die Situation der Krankenhäuser in NRW erlebt?

Dr. Rudolf Kösters: Fast alle Krankenhäuser waren aus der Not der Zeit im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts gegründet worden, weil Patienten anders nicht adäquat versorgt wurden. Viele Pfarrgemeinden und Initiativen von auch religiös geprägten Bürgern hatten auf das große

Elend, das während der Industrialisierung entstanden war, mit Initiativen und Stiftungen reagiert. Deswegen gab es in unserem Land einen großen Bestand an Krankenhäusern. Mit der enormen Entwicklung der Medizin und der Versorgungsmöglichkeiten musste man in den 70er-Jahren darüber nachdenken, wie dieses große Angebot bedarfsgerecht umzubauen ist. Denn damals machten sich die Krankenhäuser gegenseitig viel Konkurrenz; die Inanspruchnahme war durchschnittlich relativ gering bei sehr langen Verweildauern. Das veränderte die Anforderungen an die Krankenhäuser enorm. Der sich entwickelnde Gesundheitsmarkt und seine Rahmenbedingungen erforderten zukunftsfähigere Einheiten. Das ließ sich nicht für jedes Krankenhaus erreichen. Als ich 1976/77 beim Diözesan-Caritasverband Münster als Spitzenverband der katholischen Krankenhäuser anfang, waren dort 120 Krankenhäuser organisiert, knapp zehn Jahre später war der Bestand halbiert. Wir haben uns gegen die Schließung so vieler Krankenhäuser nur in wenigen Fällen wirklich gewehrt, weil wir akzeptiert haben, dass wir eine Strukturbereinigung brauchen. Nur dann konnten die verbleibenden kirchlichen und auch säkularen Krankenhäuser tatsächlich versorgungsgerecht arbeiten und wirtschaftlich über die Runden kommen. Das Krankenhausfinanzierungsgesetz des Bundes lieferte die Instrumente, Krankenhäuser umzuwandeln in andere Versorgungseinrichtungen, meist Altenheime, aber auch Behinderteneinrichtungen, auch mal ein Gemeindezentrum. Das war dann doch sehr schnell auch kirchenintern Konsens. Gewehrt haben wir uns dort, wo wir meinten, dass Krankenhäuser in Kooperation mit einem größeren Nachbarkrankenhaus noch eine Zukunftsperspektive haben.

1980 gab es einen Beschluss des Bundesverfassungsgerichts, demzufolge das nordrhein-westfälische Krankenhausgesetz von 1975 in einigen Punkten das verfassungsmäßige Selbstbestimmungsrecht der Kirchen verletzt, es ging dabei um die Kirchlichkeit.



1995 Das Marienhospital Altenessen war ein Krankenhaus im Essener Stadtteil Altenessen. Es zählte zum Träger Katholisches Klinikum Essen, das seit 2014 Teil der Gruppe Contilia ist. Diese plant seit 2018 den Abriss und Neubau des Marienhospitals, Ende 2020 erfolgte die Schließung; während der Corona-Pandemie diente das Gebäude zeitweise als Impfzentrum.

Er war auch
Präsident der kbNW
und der Dkb.

Waren solche Verfahren Teil der Abwehrkämpfe?

Kösters: Ja, das waren Abwehrkämpfe, aber nicht nur. Der Staat sollte nicht beliebig sagen können, welches Krankenhaus zu schließen ist. Das Bundesverfassungsgericht hat darauf hingewiesen, dass es wichtige andere Ziele gibt und nicht nur die Bedarfsgerechtigkeit zählt. Vielfalt muss eine Rolle spielen. Wenn wir nur noch kommunale oder staatliche Krankenhäuser hätten, müsste man sich wirklich ein bisschen Sorgen machen. Für die Patienten ist diese Konkurrenz zwischen den Trägern gut.

Welche Rolle spielten die katholischen Krankenhäuser für die Caritas?

Kösters: Das hing oft mit Personen zusammen, die in den Verbänden Verantwortung getragen haben. Josef Voß, Vorsitzender des Diözesan-Caritasverbandes in Münster, der dann Weihbischof wurde, hat sich für die katholischen Krankenhäuser unglaublich eingesetzt. Er war bereit, sich zum Vorsitzenden des Katholischen Krankenhausverbandes auf Bundesebene wählen lassen. Auch Prälat Johannes Kessels in Essen, der für die katholischen Krankenhäuser lebte, stand im politischen Raum in höchstem Ansehen oder auch Aachens Diözesan-Caritasdirektor Prälat Peter Buchholz. Denn das katholische Krankenhaus spielte immer auch in der Caritas eine große Rolle nicht nur als Beitragszahlender, sondern als Repräsentanz der Idee einer Präsenz der Kirche in der Welt. Später, weil die Dinge komplizierter wurden, empfand man manches Mal die Krankenhäuser als Belastung, weil es darum ging, sie leistungsmäßig à jour und wirtschaftlich stabil zu halten. Die Vorschriften wurden immer detaillierter. Um alles nachzuhalten, brauchte es einen großen Fach-Apparat, und dieser Apparat kann sich natürlich schon mal verselbstständigen. Dann wächst die Distanz zu den Diözesen und den Diözesan-Caritasverbänden.

Wenn die Bistümer sparen müssen, reicht die Kraft nicht mehr?



DR. RUDOLF KÖSTERS war Krankenhausreferent beim Diözesan-Caritasverband Münster, später Geschäftsführer bei der Franziskus-Stiftung in Münster, einem der größten Krankenhausträger in Deutschland.

Kösters: Wo die Kirchensteuereinnahmen rapide zurückgehen, schwinden Spielräume, auf Diözesanebene den Krankenhäusern bei Umstrukturierungen finanziell und inhaltlich zu helfen. Im Bistum Essen, wo ich bis vor Kurzem noch in Aufsichtsgremien Verantwortung trug, taucht am Horizont immer wieder die Finanzierungsfrage auf. Dort musste man die Trägerschaft einzelner Krankenhäuser von den Pfarrgemeinden an die mittlerweile gewachsenen größeren Trägereinheiten übertragen. Im Bistum Essen sind 19 von 20 Krankenhausstandorten in nur noch drei Trägergesellschaften organisiert. Management und Aufsicht sind inzwischen enorm verdichtet und professionalisiert worden. Wenn die Diözesen diese spezialisierten Aufgaben nicht mehr leisten können, geht umso mehr Verantwortung auf groß gewachsene Trägergesellschaften über.

Im Erzbistum Paderborn ist die Situation nicht vergleichbar; dort ist das Bistum in der diözesanen Trägergesellschaft Cura stark engagiert, aber die wirtschaftliche Situation ist eine andere.

Weil die Krankenhäuser auch nicht geringe Beiträge zahlen, erwarten sie und erhoffen es, dass die Kirche und ihre Caritas sie vor allem in der spitzenverbandlichen Lobbyarbeit unterstützt. Was ja auch geschieht. Denn

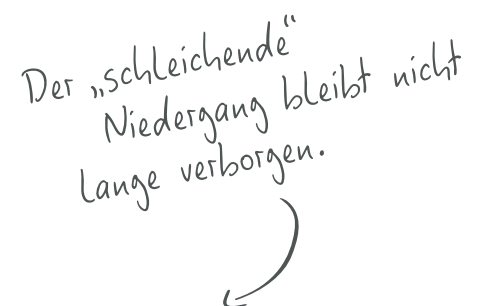
Das katholische Krankenhaus spielte immer eine große Rolle als Repräsentanz der Idee einer Präsenz der Kirche in der Welt.



1995 „Grüne Damen“ (und Herren), ursprünglich nach der Farbe ihrer Kittel so benannt, sind Ehrenamtliche im Krankenhausbesuchsdienst, die Schwäche und Krankheit nicht scheuen, sondern den Kontakt zu Kranken suchen, Kranke ansprechen und auch mit belastenden Situationen umgehen. Das Bild zeigt eine Situation der christlichen Krankenhaushilfe im Franziskus-Hospital Münster.

1996 Das Pius-Hospital Ochtrup war ein kleines Krankenhaus in Ochtrup, das seit 1873 existierte. Zum Jahresende 2020 ging diese Ära zu Ende. Aus dem Pius-Krankenhaus wurde das Pius-Stift mit Plätzen für die Tages- sowie die Kurzzeitpflege. Hintergrund der Entscheidung waren wirtschaftliche Aspekte.

Der „schleichende“
Niedergang bleibt nicht
lange verborgen.



eine verbandliche Vertretung ist in der Politik schon entscheidend. Ich war ja selbst viel und lange unterwegs in der Politikvertretung: Die Verbände werden gehört und nicht die einzelnen Krankenhäuser. Deswegen leisten die Krankenhäuser auch ihre Mitgliedsbeiträge in den Diözesan-Caritasverbänden und dem Katholischen Krankenhausverband Deutschlands (kkvd).

Sie wurden später Geschäftsführer eines großen Krankenhausträgers und engagierten sich als Verbandsvertreter: 2001 als Präsident der Krankenhausgesellschaft NW (KGNW) stritten Sie gegen ein teures Gutachten, das die Krankenkassen in Auftrag gegeben hatten. Da ging es wieder um Krankenhaus-Schließungen?

Kösters: Damals sollten auf einen Schlag um die 35 Krankenhäuser geschlossen werden. Nach unserer Einschätzung waren auch noch überwiegend die verkehrten Krankenhäuser in den Blick genommen worden. Wir waren konsterniert, dass solche Listen ohne Rücksprache mit Leuten, die die Versorgungsräume kannten, zusammengestellt wurden. Für die betroffenen Krankenhäuser ist es extrem schwierig, sich aus der negativen Propaganda zu befreien, wenn sie erst einmal in so einem Gutachten genannt werden. Die sind dann angezählt. Das war politisch falsch eingestiegt, die Landesregierung hätte sich mit uns an einen Tisch setzen sollen. Wir hätten das Ziel gemeinsam formulieren können, und wir wären das Ganze viel konstruktiver angegangen und erfolgreicher gewesen.

Beim Folgegutachten haben wir dann die KGNW das erste Mal dahin gebracht, im engeren Vorstand Schließungen von Krankenhäusern im Vorfeld zuzusagen. Wir waren bereit, Betten abzubauen, ganze Abteilungen rauszunehmen oder sogar ganze Krankenhäuser zu schließen. Das war allerdings ein Riesenschritt, auch intern zu sagen: Jawohl, wir stellen uns dieser Aufgabe, wir werden weiter gesundshrumpfen müssen und uns umbauen müssen.

Wie geht so was?

Kösters: Wenn man nicht nur gelegentlich eine Stippvisite macht, sondern über viele Jahre die Entwicklung der Krankenhäuser beobachtet und sich mit ihnen vor Ort regelmäßig auseinandersetzt, merkt man, wo es Aufschwung und wo es - meist schleichenden - Niedergang gibt. Man kriegt hochdifferenzierte Statistiken. Da bekommen Sie enorm viele Eindrücke, Zahlen und Hinweise. Auch die Krankenkassen erhalten diese Statistiken und sagen Ihnen auf den Kopf zu: „Das sieht da nicht gut aus“, „das geht peu à peu bergab“, „das hat sich überholt“, „die operieren noch mit alten Techniken“. In einer bestimmten Phase spürt das auch die Bevölkerung. Dann gehen die Menschen nach und nach woandershin. Natürlich gehört zu fast jeder Schließung eine Bürgerinitiative, die bis zum Regierungspräsidenten oder vielleicht sogar bis zum Gesundheitsministerium nach Düsseldorf fährt, manchmal mit schwarzen Särgen. Es gibt immer Betroffene und Verlierer. Aber nach so einer Demo ist oft die Luft raus, weil die Schwäche der eigenen Position durchaus nicht verborgen bleibt.

Sie waren nicht nur Präsident der KGNW, sondern haben auch als Präsident der Deutschen Krankenhausgesellschaft (DKG) die Einführung der DRG (Diagnosis Related Groups = Fallpauschalen) forciert, also diesen kompletten Systemwechsel bei der Finanzierung stationärer Gesundheitsleistungen miterlebt und mitgestaltet. Da ging es um die Ablösung der Bettenzahl als Richtgröße hin zu einer Leistungsbeschreibung entsprechend der Krankheitsdiagnose. War das ein Schritt von der menschenzentrierten Versorgung hin zu einer wirtschaftsorientierten Versorgung?

Kösters: Die Krankenhäuser wurden von allen Seiten unter Druck gesetzt, genauer nachzuweisen, was sie leisten und wofür sie Geld haben möchten. Dieser Forderung konnten sie sich nicht weiter widersetzen. Es gab damals Krankenhäuser, die ungerechtfertigt höhere Pflegesätze hatten als

Der Faktor „Mensch“
in Pflege und Behandlung
bleibt wichtig!



2008 Gegen die Sparmaßnahmen im Pflegebereich und am Budget für Krankenhäuser protestierten Tausende Krankenhaus-Beschäftigte aus ganz Deutschland am Brandenburger Tor in Berlin. Auch Beschäftigte der kirchlichen Krankenhäuser nahmen an der Demonstration teil.

andere Krankenhäuser, wo vielleicht mal Ordensschwestern gewesen waren, die sie deutlich kostengünstiger machten. Das ursprüngliche System der relativ pauschalen Leistungsvergleiche war im Laufe der Zeit richtig ungerecht geworden. Es ging um eine gerechtere Finanzierung, und dazu musste man auch gerechter darlegen, welche Leistung man erbringt. Also haben mit dem ICD,

der internationalen Klassifikation der Krankheiten, und dem Prozeduren-Katalog neue maßgebliche Eckpfeiler Einzug in das Leistungserfassungs- und Abrechnungssystem gehalten.

Die Kosten werden heute nicht irgendwie theoretisch berechnet, sondern mehr als 200 Krankenhäuser müssen jährlich hochdifferenziert ihre Kosten darlegen, aus denen das Finanzierungssystem entwickelt wird. Das ist im Prinzip ein sehr gerechtes System, hat sich allerdings inzwischen auch verselbstständigt. Wer sehr viele erforderliche und belegbare notwendige Leistungen erbracht hat, erlöst viel Geld. Wenn man nach der Behandlung den Patienten so schnell wie möglich wieder verlegt oder entlässt, spart man Kosten. Grundsätzlich gilt: Mit jedem Finanzierungssystem gehen erwünschte und unerwünschte Wirkungen einher. Letztere gilt es zu begrenzen und einzudämmen. Aber ich bin überzeugt: Im Vergleich zum Beispiel zu den angelsächsischen Ländern handeln unsere Krankenhäuser, Ärzte und Pflegenden auf einem hohen ethischen Standard.

Ist das heute noch so?

Kösters: Ja. Wir haben Verweildauern von Patienten, die sind noch fast doppelt so hoch wie die in den USA. Wir haben in Deutschland eine tolle Gesundheitsversorgung. Die USA haben mit der halb so hohen Verweildauer mehr als doppelt so hohe Ausgaben im Gesundheitswesen. Aber es stimmt auch: Wenn man die Verweildauern weiter reduziert, führt das zu einer Verschlechterung der gesundheitlichen Versorgung insgesamt und einer Explosion der Kosten an anderer Stelle. Das wird leider viel zu häufig übersehen, auch übrigens bei der Bertelsmann-Stiftung in ihrem jüngsten Krankenhaus-Gutachten.

Die DRG haben sich im Grunde bewährt, müssen jetzt aber modifiziert werden?

Kösters: Dieses wirklich sehr ausgefuchste System ist über Jahre hervorragend weiterentwickelt worden, allerdings hat plötzlich die Politik hineinregiert und normative Vorga-

Foto: KNA-Bild

2020 Ein Pfleger spricht mit einem Patienten in einem Zimmer auf der Intensivstation des Malteser Krankenhauses Sankt Hildegardis in Köln. Inzwischen hat die Stiftung der Cellitinnen das Krankenhaus in ihre Trägerschaft übernommen.



ben gemacht. Das war eine Todsünde. Man muss heute sehr viele Patienten behandeln, um die Fixkosten auf jeden Fall zu decken, damit man sein Personal bezahlen kann, Weihnachtsgelder usw. Mein Plädoyer: einen Großteil der Fixkosten gesondert finanzieren, den übrigen Teil weiterhin über die DRG. Es bliebe bei einer guten Abbildung des Leistungsgeschehens in den Krankenhäusern, aber man nimmt damit den Druck raus, möglichst viele Patienten zu behandeln. Damit würde man Anreize drastisch reduzieren, dass Krankenhäuser zum Beispiel operieren, wenn es noch nicht unbedingt medizinisch nötig ist.

Schauen wir seit der Corona-Pandemie mit einem veränderten Blick auf unsere Krankenhäuser und ihre wichtige Funktion in der Daseinsvorsorge?

Kösters: Manche Geschäftsführer meinen, sie seien jetzt unangreifbar geworden: Krankenhäuser werden gebraucht, wir in Deutschland waren doch stärker als in den anderen Ländern Europas. Doch die Gesundheitsexperten werden sich das genauer anschauen. Der weit überwiegende Teil der Krankenhäuser war sehr hilfreich, aber manche haben auch nur so Ausfallprämien kassiert.

Die werden bei der nächsten Sparrunde an ihrer Qualität gemessen?

Kösters: Es gibt eine Korrelation zwischen Größe und Qualität, aber es gibt durchaus auch kleinere Abteilungen, die aufgrund des Zusammenspiels von Pflegeteam und Ärzten über Jahre ein Höchstmaß an Qualität leisten. Man darf nicht einfach so grob sagen, wer viel macht, macht auch die beste Qualität. Manchmal muss man sogar vermuten, dass dann, wenn sehr viel gemacht wird, der Komplexitätsgrad insgesamt steigt bis zu einem Kipppunkt und danach eventuell die Qualität sogar wieder abnimmt. Im gemeinsamen Bundesausschuss auf Bundesebene werden heutzutage sogenannte Mindestmengen definiert, die die Qualität der Gesundheitsleistungen garantieren sollen. Dieses Mindestmengenkonzept hat was verführerisch Einfaches, aber ich warne davor, das zum alleinigen Maßstab zu machen. Das geht natürlich ganz schnell zulasten unserer kleineren Krankenhäuser. Man muss die wirkliche Ergebnisqualität messen.

Vielen Dank für das Gespräch! 🍷

DAS INTERVIEW FÜHRTE MARKUS LAHRMANN.

ZIVILDIENT, FSJ UND BFD

Vom Zivi zum Chef

Zivildienst gab es seit Anfang der 60er-Jahre, auch die Caritas suchte früh nach Einsatzstellen für „Zivis“. Doch bis zur Akzeptanz innerhalb der Gesellschaft dauerte es. „Mittlerweile gibt es wohl kaum einen Zweifel darüber, daß Zivildienstleistende eine wertvolle Hilfe geworden sind. In Krankenhäusern, der Altenpflege, im Kindergarten, in sozialen Brennpunkten haben sie oft recht wichtige Aufgaben übernommen“, hieß es in „caritas in NRW“ erst 1974.

caritas in NRW: Sie haben Zivildienst bei der Caritas gemacht. Was haben Sie erlebt?

Henric Peeters: Nach dem Abitur wusste ich erst nicht, was ich tun sollte. Ich hatte den Kriegsdienst verweigert und habe dann von Oktober 1986 bis Mai 1988 beim Caritasverband in Krefeld 20 Monate Zivildienst geleistet. Durch den Zivildienst habe ich die Caritas lieben gelernt und bin seitdem immer dageblieben.

Zivis bei
der Caritas Krefeld
↓



1987 Henric Peeters als junger Zivi (u. l.)

Wie fanden Sie Ihre Einsatzstelle, was war Ihre Aufgabe?

Peeters: Ich bin katholisch sozialisiert und habe katholische Jugendarbeit gemacht. Das war oft genauso mitentscheidend für Nachwuchs bei der Caritas wie der Zivildienst. Für mich als jungen Mann war ganz klar: Pflege, Umgang mit Behinderten und so, das kann ich nicht, will ich nicht. Beworben habe ich mich bei „Essen auf Rädern“. Das war natürlich die Stelle, die alle jungen Männer machen wollten, Auto fahren den ganzen Tag und ansonsten frei. Die Küche von „Essen auf Rädern“ lag neben der Brauerei Gleumes, die Altbier braute. Gelegentlich begann unser Dienst mit einem frischen Glas Bier, das wir beim Braumeister für einen Sahnejoghurt eintauschten. Den ganzen Tag lang sind wir durch die Gegend gefahren, haben Essen ausgeliefert, und ich bin zum ersten Mal mit Not, mit alten Menschen in Kontakt gekommen. Das war sehr ergreifend.

Wir Zivis hatten einen sogenannten „Zivi-Opa“, das war immer der, der am längsten im Dienst war. Der Zivi-Opa musste am Ende seiner Tour bei einer vollkommen bettlägerigen Dame seine Mittagspause verbringen und mit ihr zu Mittag essen. An einem Freitag war es an mir, die Dame zu versorgen. Als ich ankam, trat der Hausarzt aus der Tür und sagte: „Ja, die Frau Soundso wird wahrscheinlich in den nächsten zwei, drei Tagen versterben.“ Das war für mich ganz neu. Ich hatte als 20-Jähriger mit Sterben nichts am Hut. Die Frau sollte nicht ins Krankenhaus, sie war alleine, hatte keine Familie, keine Nachbarn, gar keinen Menschen mehr. Das war ja auch der Grund, weshalb wir Zivis uns immer ein bisschen um sie gekümmert haben. Und dann bin ich bei der Frau sitzen geblieben, bis die am Sonntagmorgen um 10 Uhr verstorben ist. Ein einschneidendes Erlebnis mit Sterben und Tod und natürlich auch einer der Gründe, warum ich letztendlich bei der Caritasarbeit geblieben bin.

In den 20 Monaten meiner Dienstzeit habe ich jeden Bereich der Caritas kennengelernt. Ich war dann auch in

Foto: privat

ZIVILDIENT



1977 Ein Zivildienstleistender schiebt einen Rollstuhlfahrer durch die Natur. Zivis hatten mehr Zeit als Hauptamtliche und waren manchmal so ein bisschen alternativ.

der Pflege tätig, weil im ambulanten Dienst der Caritaspflegestation ein Pfleger ausfiel. Dann fiel in einem Altenheim eine Verwaltungskraft aus, die Rechnungen mussten geschrieben werden - und schwupps war ich zuständig und habe Rechnungen geschrieben. Als der Verwaltungsleiter krank wurde, sagte der Geschäftsführer Ernst Ludwig Giesen einmal: „Hör mal, Peeters, du kannst doch lesen und schreiben, ich such was. Geh doch mal in das Büro vom Verwaltungsleiter und such mir den Kram da raus.“ Schwupps war ich Verwaltungsleiter in Vertretung.

Ich habe erst mal den Schreibtisch sortiert, nichts entschieden, aber mir angeschaut, was da alles so rumlag. Bis zum Ende des Zivildienstes saß ich nach der Essenstour nachmittags am Schreibtisch und habe die Verwaltungssachen sortiert und dem Geschäftsführer vorgelegt.

Sie sind bei der Caritas geblieben?

Peeters: Ich war begeistert von der tätigen Nächstenliebe, aber auch von der großen Vielfalt: von Essen auf Rädern über Altenhilfe, Jugendhilfe, Wohnungslosenhilfe bis Suchtkrankenhilfe, die Vielfalt fand ich faszinierend. Nach dem Zivildienst konnte ich als Geschäftsführungsassistent dort da weitermachen, konnte während des BWL-Studiums bei Mitgliederverwaltung und Spendenwesen jobben. Es gibt fast nichts, in das ich nicht reingeguckt habe in der Zeit. Später war ich auch für die Zivildienstleistenden zuständig. Der Caritasverband Krefeld hatte in Hochzeiten 80 bis 90 Zivis in allen möglichen Einrichtungen bei insgesamt rund 600 Mitarbeitenden.

Der Caritasverband Krefeld hatte in Hochzeiten 80 bis 90 Zivis in seinen Einrichtungen bei insgesamt rund 600 Mitarbeitenden.



1989 betrug die Dienstzeit für Zivis 20 Monate. Es gehörte zur Fürsorgepflicht des Caritasverbandes, die jungen Männer auf ihren schwierigen Dienst vorzubereiten und sie auch pastoral gut zu betreuen.

Wie hat sich das Bild des Zivis in der Gesellschaft und bei der Caritas im Laufe der Jahre gewandelt?

Peeters: Es gab – so damals das nette Wortspiel – „junge Männer, die Gewissensgründe haben“, und es gab „junge Männer, die haben gewisse Gründe“. Die es sich leicht machen wollten, nicht zum Bund gehen, zu Hause wohnen bleiben, weiter lange Haare tragen. Auch die habe ich alle erlebt, als Kollegen und später als Vorgesetzter.

Der Zivildienst war immer eine große Chance, überhaupt mit dem sozialen Bereich in Kontakt zu kommen.

»Es gab »junge Männer, die Gewissensgründe haben, und es gab »junge Männer, die haben gewisse Gründe« ...«

Viele junge Menschen hatten vorher nie etwas mit Armut zu tun, mit alten Menschen oder mit Suchtkranken, mit psychisch erkrankten Menschen. Als Zivis konnten sie da reinschnuppern.

Ich habe niemanden gehört, der später gesagt hat, das war verschenkte Zeit.

Die Zivis wurden von den Einsatzstellen als hilfreiche Unterstützung der hauptamtlichen Mitarbeitenden aufgenommen, und das hatte innerhalb der Caritas einen hohen Stellenwert. Nach außen hin haben sie die Caritas ein Stück weit vertreten und waren sichtbar. Sonst ist soziale Arbeit ja überwiegend durch Frauen geprägt.

Als der Zivildienst 2011 wegfiel, weil die Wehrpflicht ausgesetzt wurde, befürchteten viele Dienste und Einrichtungen, dass sie den Standard der sozialen Arbeit nicht mehr aufrechterhalten können. Der Stellenwert und die gesellschaftliche Akzeptanz von Zivis hatten sich grundlegend gewandelt. Der Staat merkte, dass die Zivis einen wertvollen Dienst leisten und nicht bloß „Ersatzdienst“.

Peeters: Ich sehe diesen sozialen Dienst nach wie vor als großen Vorteil für die jungen Menschen selbst. Ich bin in dem Zusammenhang auch ein absoluter Verfechter von einem sozialen Pflichtdienst für Männer und Frauen in Deutschland. Die Diskussion geht da sehr weit auseinander, aber aus meinen Erfahrungen des Zivildienstes heraus hilft ein Stück Zwang. Ein Pflichtdienst muss gar nicht auf den sozialen Bereich begrenzt sein, das könnte auch im Naturschutz geleistet werden.

Das Freiwillige Soziale Jahr, das ein bisschen später aufgebaut worden ist, war für viele junge Mädchen eine wichtige Erfahrung. Welche Bedeutung haben das FSJ und der Bundesfreiwilligendienst (BFD), der ja 2011 zusätzlich noch ins Leben gerufen wurde, heute für die soziale Arbeit?

Peeters: Das FSJ war klassischerweise eine Möglichkeit, das Vorpraktikum für bestimmte Studiengänge bezahlt zu bekommen. Das haben viele Frauen genutzt, um in die soziale Arbeit zu gehen, später soziale Arbeit zu studieren oder verwandte Berufe zu ergreifen. Das ist heute auch noch so, manchmal, um Wartezeiten beim Studium zu überbrücken oder letztendlich zu prüfen, was man will. Der BFD ist für alle Altersklassen und alle gesellschaftlichen Gruppen ein hilfreiches Instrument, um bestimmte Phasen zu überbrücken.



1995 Essen auf Rädern
beim Caritas-Senioren-
Service Ahaus



Bedeutung der Zivildienstleistenden

Kritikfähig greifen diese jungen Männer gesellschaftliche Mißstände auf und sind dabei oft sehr motiviert für ein soziales Engagement. Das Ideal, im kleinen und begrenzten Umfang die Gesellschaft mitzuverändern, kann von sozial engagierten Organisationen wie der Caritas nur positiv eingeschätzt werden. [...] Zivildienstleistende in der Caritas dürfen nicht als günstige „Angestellte auf Zeit“ betrachtet werden, sondern vielmehr als Mitarbeiter am gemeinsamen gesellschaftlichen und christlichen Auftrag. [...] Caritative Verbände und Einrichtungen haben die Möglichkeit, „Zivis“, die sich besonders für einen sozialen Beruf engagieren, auch langfristig nach der Dienstzeit an sich zu binden. Viele jungen Männer sind gerade durch den Zivildienst erstmals vor die persönliche Frage nach einem sozialen Beruf gestellt worden. Da soziale Berufe wesentlich vom Engagement der Mitarbeiter leben, gewinnt dieser Aspekt an Gewicht. Aber: Warum Zivildienst eigentlich nur für Männer?

 caritas in NRW, 2/1988, S. 101

„Zivildienst zwischen Anspruch und Wirklichkeit“

 Ludger Dabrock

Wie groß ist für Sie als Arbeitgeber die Bedeutung der Freiwilligen für die Aufrechterhaltung der sozialen Arbeit und als mögliches Reservoir für Nachwuchs?

Peeters: Es werden noch nicht alle Chancen konsequent genutzt. Die Begleitung der Freiwilligen im FSJ und BFD müsste eigentlich noch intensiver sein. Bei denen, die nur stundenweise freiwillig da sind, den Ehrenamtlichen, haben wir hingegen gute Strukturen. Die Freiwilligenzentralen begleiten gut.

Was tun Sie für Nachwuchs in der sozialen Arbeit?

Peeters: Die Herausforderung der Zukunft ist tatsächlich, nicht nur geeignete Mitarbeitende in der sozialen Arbeit zu finden, sondern überhaupt noch Mitarbeitende zu finden. Da herrscht ein großer Engpass, sodass man kaum noch unter Bewerbern auswählen kann. Über die klassischen Wege funktioniert fast überhaupt nichts mehr. Klassische Zugangswege wie Zivildienst, wie katholische Jugendarbeit existieren nicht mehr. Wir müssen neue Formen finden, auf Menschen zuzugehen. Dabei kommt es noch mehr darauf an, dass die Caritas als Arbeitgeberin ein gutes Image hat. Die Sehnsucht der Menschen nach einer sinnvollen Tätigkeit ist groß; die Menschen in ihrer Sehnsucht

„Es gibt immer noch Lehrer,
die meinen, soziale Arbeit
könne jeder selbst, das müsse
man nicht studieren.“



HENRIC PEETERS ist seit 36 Jahren bei der Caritas tätig. Nach seinem Zivildienst war er fast 20 Jahre Geschäftsführer des Sozialdienstes Katholischer Männer in Moers, ab 2003 zusätzlich Geschäftsführer des Caritasverbandes Moers-Xanten. Seit 2017 ist der sechsfache Vater Vorstandsvorsitzender des Caritasverbandes Düsseldorf und Caritasdirektor für die Landeshauptstadt Düsseldorf.

abzuholen, ist die Herausforderung für die Zukunft. Wir stehen bei der Ausbildung in Konkurrenz zu allen anderen Ausbildungsbetrieben im Handwerk, in der Industrie, im Handel, aber auch bei Banken, Versicherungen, das macht es sehr, sehr schwierig. Ein Narrativ wie „Mach doch was mit Sinn“ ist genau der richtige Weg, soziale Arbeit als sinnhafte Arbeit zu bewerben.

Wie werben Sie konkret um Nachwuchs?

Peeters: Der Caritasverband Düsseldorf hat für die Altenhilfe ein Modell „Bei Anruf Ausbildung“ initiiert, um möglichst niederschwellig den Zugang zu Bewerberinnen und Bewerbern zu finden. Das hat sehr gut funktioniert, man kann das aber nicht auf alle Bereiche anwenden. Bei der akademischen Ausbildung zur sozialen Arbeit fehlt uns im Augenblick der richtige „Pack an“. Wer in der katholischen Jugendarbeit groß geworden ist, hat später oft angestrebt, diese Erfahrungen zu professionalisieren und in seinem späteren Berufsleben anzuwenden. Soziale Arbeit hat nämlich Ähnlichkeiten mit der verbandlichen Jugendarbeit. Das funktioniert heute nicht mehr. Jugendarbeit nicht nur in der katholischen Kirche, sondern insgesamt ist ziemlich rückläufig.

Wenn ich von Schulen eingeladen werde, dann selten von Gymnasien. Denn die glauben, alle Schülerinnen und Schüler werden Architekten oder Mediziner. Es gibt immer noch Lehrer, die meinen, soziale Arbeit müsse man nicht studieren, das wäre kein Studiengang, das könne jeder selbst, dafür bräuchte man keine akademische Ausbildung. Ich finde das fatal und werbe für diese Berufe.

Die Caritas müsste in den Schulen früher ansetzen und nicht erst in den Fachhochschulen?

Peeters: Ja, dort haben die jungen Menschen ja die Berufswahl schon getroffen. Im Grunde genommen ist es wahnsinnig schade, dass es so ein Instrument wie den Zivildienst nicht mehr gibt. Wo man wirklich zwei Jahre Zeit hatte, Menschen für die soziale Arbeit zu sensibilisieren. Ich bin das beste Beispiel dafür: Vonseiten der Eltern oder Bekannten gab es keinen Sozialarbeiterkontakt. Wenn ich den Zugang nicht über den Zivildienst gefunden hätte, wäre ich in dem Beruf nicht gelandet. ❗

DAS INTERVIEW FÜHRTE MARKUS LAHRMANN.

ANZEIGE

2003 „Das Schönste ist für mich die Resonanz bei denen, für die ich geschrieben habe und schreibe“, so Erich Kock, der erste Chefredakteur von „caritas in NRW“. Als Mann der Bücher wirkte er auch nach der Pensionierung und fand Trost in der Arbeit, wenn sich die Schwermut über ihn senkte.



DIE GRÜNDUNGSJAHRE

Gegen die Lärmtrompeten des Nichts

Erich Kock wirkte als katholischer Schriftsteller und Publizist, er hatte als Sekretär mit Heinrich Böll zusammengearbeitet. 1971 nahm er das Angebot an, die Redaktion der neu zu gründenden Zeitschrift „caritas in NRW“ zu leiten. Von der ersten Ausgabe bis zu seiner Pensionierung 1990 verantwortete Kock das Heft als Chefredakteur.

Der umfassend gebildete und belesene Katholik, eher klein von Gestalt, mit Brille und freundlichen Augen, war ein Arbeitstier, der sich sensibel und im sicheren Urteil dem oberflächlichen Zeitgeist verweigerte. Redaktionssitzungen dauerten unter seiner Ägide manchmal halbe Tage, es wurde heftig und kontrovers diskutiert, auch sollen schon mal Tränen geflossen sein. Kock

Erich Kock war Autor, Philosoph, Publizist, er produzierte Hörstücke und Filme.

drückte dem Heft seinen Stempel auf, zusammen mit seiner Sekretärin Louise Werthenbruch machte er auch gleich das Layout für erst sechs, später fünf Ausgaben im Jahr mit jeweils bis zu 90 Seiten – und die Resonanz war gut.

Nur der Butler vom Böll?

Aber der Reihe nach: Geboren 1925 in Münster, war Kock Schüler des Gymnasium Paulinum (eine Gemeinsamkeit mit dem heutigen Chefredakteur, M. L.) und geriet als Soldat 1944 in das Mündungsfeuer russischer Panzer. „Den Krieg habe ich nur überlebt, weil meine Mutter täglich für mich gebetet hat. Davon bin ich fest überzeugt“, sagte er einmal gegenüber dem Kölner Stadtanzeiger. In der Kriegsgefangenschaft musste er in Bordeaux die Leichen anderer Gefangener begraben, die an Krankheit und Hunger gestorben waren.

Aber die Gefangenschaft bot ihm auch die Initialzündung für seinen späteren Werdegang: In Chartres studierte Kock im sogenannten „Stacheldraht-Seminar“ unter Leitung des legendären Abbé Franz Stock katholische Theologie, Philosophie und Germanistik.

Seit 1953 lebte er in Köln und wirkte publizistisch für Zeitungen, Zeitschriften, später auch für Rundfunk und Fernsehen. Als er für den WDR eine Aufnahme zu machen hatte, lernte er Heinrich Böll kennen, der ihn 1961 als seinen Sekretär engagierte. „Ich hatte Briefwechsel zu führen mit Leuten, die Heinrich sich vom Leibe halten wollte“, sagte Kock einmal, aber natürlich arbeitete er Böll auch organisatorisch und publizistisch zu. Er recherchierte für die Romane „Ansichten eines Clowns“ und „Ende einer Dienstfahrt“, begleitete Böll zu Nietzsches Grab nach Weimar, las seine Aufsätze, redigierte Interviews, kümmerte sich um Bittsteller aus dem Ostblock, aber auch aus Bölls eigener Familie. „Er war der große Nothelfer, man hat ihn zwar nicht bettelarm gemacht, aber er hat auch nie vergessen, wie es ihm selbst ergangen war, wie er nach dem Krieg über Land tingelte und sich seine 50 oder 100 Mark bei Lesungen zusammenverdiente“, erzählte Kock später einmal.

Ein bekannter deutscher Schriftsteller habe gesagt: „Der Kock ist ja nur der Butler vom Böll“, aber „es war

mehr, als wenn ich nur der Butler gewesen wäre. Ich war auch mehr als ein Freund“, sagte Kock.

Was dann 1968 nicht mehr so richtig passte. Kock wollte stärker seinen eigenen schriftstellerischen Ambitionen nachgehen, wollte aber ebenfalls Böll entlasten, der sich wohl auch um Kocks familiäres und finanzielles Wohlergehen gesorgt hatte. Unterschiedliche gesellschaftspolitische Auffassungen beförderten die Trennung. Bölls kirchenkritische, linksliberale politische Haltung, die ihn später bis zur Relativierung von Terrorataten der Roten-Armee-Fraktion und Parteinahme für Ulrike Meinhof trieb, wollte Kock nicht mehr länger aus der Nähe flankieren.

Der Kölner Pater Johannes Braß, der Kock aus dem „Stacheldraht-Seminar“ in der Kriegsgefangenschaft kannte, empfahl ihn bei der Caritas, als diese jemanden suchte, der eine gemeinsame Zeitschrift aufbauen konnte. Treibende Kraft bei diesem Vorhaben war der Kölner Diözesan-Caritasdirektor Ulrich Brisch, der dann als Vertreter der Herausgeber den Kontakt zur Redaktion hielt. „Brisch verdanke ich meine Festanstellung, auch den Vertrag, der sehr gut ausfiel, und auch die Großzügigkeit, mit der er mir vertraute, mir die Freiheit ließ“, sagte Kock.

Und Kock legte los: „Ich gewann viele Autoren aus der Fachhochschule, prominente Autoren aus Kirche und Gesellschaft.“ Nicht ohne Stolz in der Stimme zählte er sie einmal auf: Karl Rahner, Heinrich Spaemann, Klaus Hemmerle, Hans Urs von Balthasar, Paderborns Kardinal Jaeger, auch Walter Dierks (der bedeutende katholische Publizist), die renommierte Allensbacher Meinungsforscherin

Elisabeth Neumann (später Noelle-Neumann). Karl Lehmann, der spätere Kardinal, schrieb für „caritas in NRW“, „da war er noch Professor in Freiburg“. Es fehlte nicht an Stimmen.

Und Kock brachte neue Themen in die Caritas-Welt: „Caritas und Literatur“, „Caritas und Musik“, er schrieb über Annette von Droste-Hülshoff, „die sozial sehr viel gemacht hat, was kaum einer weiß“, über die Fürstin von Gallitzin, er brachte den Pfingstzyklus von Franz Werfel ins Heft, „den keiner kannte“, Beiträge über Pater Rupert Mayer aus München, über Edith Stein. „Geistige Bildung, die hatte ich, die brachte ich mit“, sagte Kock.

Es waren andere Zeiten und wohl auch andere Arbeitsformen als heute. In seinem Büro im obersten Stock des DiCV Köln hatte er eine Feldliege aufgestellt, auf der er sich mittags zur Ruhe legte. Kam der damalige Diözesan-Caritasdirektor Ulrich Brisch in sein Büro, so empfing Erich Kock seinen Chef wohl auch schon mal liegend. Die Anekdote ging im Haus herum, aber ihn focht das nicht an.

Die Resonanz war gut. „Man hatte das Gefühl, das ist nicht nur ein Gemurmel, sondern überlegt.“ Und die nordrhein-westfälischen Diözesan-Caritasverbände begannen, einander stärker wahrzunehmen. Dabei habe keiner anfangs geglaubt, „dass das Ding länger leben würde“. Im Gespräch, das ich selbst 2003 mit ihm führen konnte, deutete Kock nur sehr vorsichtig an, wie groß die Unterschiede in Mentalität, Vorbildung, Selbstverständnis zwischen den Diözesan-Caritasverbänden und ihren damaligen Direktoren gewesen sind.

20. AUGUST 2005

- XX. Weltjugendtag in Köln:
Bei der Audienz von Papst
Benedikt XVI. für Autori-
täten des politischen und
gesellschaftlichen Lebens in
Deutschland im Erzbischöf-
lichen Haus in Köln trifft der
Papst auch Erich Kock.

*Die beiden kannten
und schätzten sich
schon lange.*





Zwei Weihbischöfe
kamen zu Erich Kocks
Verabschiedung.



„**ERICH KOCK** hat die schöne Gabe, Menschen, die an ihrer Situation leiden, zu ermutigen und aufzurichten. Er hat ein Herz für das Kleine, das Schwache, und auch seine Bücher trösten und geben Hoffnung.“ Hubert Wiesenhöfer, Aachener Kollege und Freund zu Kocks Abschied.

Insofern stiftete die gemeinsame Zeitschrift etwas Verbindendes. „Man braucht etwas Sichtbares, wo man sich wiederfindet, wenn man an verschiedenen Orten lebt.“ Da „caritas in NRW“ ja „von allen gemacht wurde, und zwar gemeinsam“, diente die Zeitschrift dem Austausch und langfristig der Identitätsstiftung. Mitglieder der Redaktion waren von Anfang an Verantwortliche für das gerade erst an Bedeutung zunehmende Arbeitsfeld der Öffentlichkeitsarbeit aus allen Diözesan-Caritasverbänden. Man diskutierte, man lernte voneinander und gemeinsam, man stritt und raufte sich zusammen – denn das Produkt, die gemeinsame Zeitschrift, musste ja dann doch irgendwann erscheinen.

Der Deutsche Caritasverband in Freiburg merkte, „dass sich da etwas entwickelt, was nicht nur eine lokale Instanz ist“, sondern Themen setzt: „Man hat uns ehrlich beneidet.“

Doch Erich Kocks Wirken ging über die Redaktionsarbeit hinaus. Er machte weiter Filme, meist für den WDR, arbeitete in Gremien des Deutschen Caritasverbandes mit, schob dort die Öffentlichkeitsarbeit an. 1977 erhielt er den Katholischen Journalistenpreis der Deutschen Bischöfs-

konferenz und 1990 den „Silbernen Brotsteller“, die höchste Auszeichnung des Deutschen Caritasverbandes.

Ohne Erich Kock hätte die gemeinsame Zeitschrift der fünf Diözesan-Caritasverbände nicht ihre Wirkung entfalten können. Die gesamte Öffentlichkeitsarbeit der Caritas in NRW verdankte ihm einen gewaltigen Schub der Professionalisierung in einer Zeit, als das Medien-Handwerk noch nicht zum üblichen Verbandsgeschäft gehörte.

Als er 2016 im Alter von 90 Jahren in Köln-Müngersdorf starb, hinterließ er ein umfangreiches literarisches Werk mit Büchern über seine Heimatstadt Münster, sein geliebtes Flandern, die Aufarbeitung der NS-Diktatur bis hin zu Biografien und Essays über Persönlichkeiten der Geschichte und Gegenwart. Mit Nelly Sachs, Julien Green, Robert Spaemann, Ernst Jünger, Lew Kopelew, Gabriel Marcel, Josef Pieper und dem emeritierten Papst Benedikt XVI. verbanden ihn Freundschaften und Briefwechsel.

In seiner Frömmigkeit und Beheimatung im Glauben fühlte sich Kock wohlgeborgen. Dass sich das katholische Milieu auflöste, dass er einer vergehenden Zeit angehörte, hat er gespürt – wach und interessiert, wie er war. Einer Zeit, die er publizistisch mitgestaltet hatte und die doch der Dynamik des Fortschritts, der Säkularisierung, der Moderne nicht hatte standhalten können. Auf die Frage, was ihm später einmal nachgesagt werden solle, antwortete Erich Kock im Interview für die Gemeinschaft katholischer Publizisten, der er angehörte: „Dass ich den Respekt vor Menschen und ihren Idealen zu bewahren versucht habe; dass ich gegen die Lärmtrompeten des Nichts angeschrieben habe; dass ich an der Verleumdung der katholischen Kirche nicht mitgewirkt habe.“ Als ich ihn 2003 in seinem Haus in Köln-Müngersdorf besuchte, schenkte er mir zum Abschied ein Marienbuch: „Du Grund unserer Freude.“

MARKUS LAHRMANN

IMPRESSUM

caritas in NRW

Zeitschrift der Diözesan-Caritasverbände
von Aachen, Essen, Köln, Münster, Paderborn
Hubertusstraße 3
40219 Düsseldorf

Telefon: 02 11 / 51 60 66-20
Telefax: 02 11 / 51 60 66-25
E-Mail: redaktion@caritas-nrw.de
www.caritas-nrw.de

Herausgeber:

Caritasverband für das Bistum Essen e. V.

Chefredakteur: Markus Lahrmann
(v. i. S. d. P.)

Redaktionssekretariat: Kevin Jandrey

Redaktion dieser Ausgabe:

Christoph Grätz, Cordula Spangenberg
(Essen),
Markus Harmann (Köln),
Jürgen Sauer, Markus Jonas (Paderborn),
Christian Heidrich (Aachen),
Harald Westbeld, Carolin Kronenburg
(Münster)

Layout: skdesign, Köln

Titel: Montage – skdesign, Köln

Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Anzeigenverwaltung:

Bonifatius GmbH
Karl-Schurz-Str. 26
33100 Paderborn
Monika Gräbner-Thieme
E-Mail: anzeigen@bonifatius.de

Verkaufspreis durch
Mitgliedsbeitrag abgegolten.

ISSN 1617-2434



Hergestellt aus 100% chlorfrei
gebleichten Faserstoffen.

Ein besonderer Dank gilt
den Anzeigenkunden.
Wir bitten um Beachtung!

ANZEIGE

RECHT-INFORMATIONSDIENST

Licht im Dschungel des Rechts

Der „Recht-Informationsdienst“, ständige Beilage von „caritas in NRW“, wird seit über 40 Jahren von Professor Heinz-Gert Papenheim verantwortet. Der Jurist hat an der Hochschule Generationen von Studierenden das Sozialrecht gelehrt und unzählige Vorträge gehalten vor Polizisten, Pastoralreferenten und Personalern.

DER SOZIAL-
RECHTLER

Vordigitale Handarbeit und Drucktechnik

In der vordigitalen Zeit wurden im „Recht-Infodienst“ Gesetze, Ministerialerlasse und Auszüge aus Gerichtsentscheidungen vorwiegend zur Information der Einrichtungen und Dienste abgedruckt. Denn deren Leitungskräfte hatten in der Regel keinen Zugriff auf die für sie einschlägigen Vorschriften und Urteile, weil der Bezug von Gesetzesblättern, Urteilskopien und Fachzeitschriften unverhältnismäßig kostenaufwendig gewesen wäre.

Der Recht-Infodienst war so gegliedert, dass die Bezieher die Seiten heraustrennen und, nach Rechtsgebieten sortiert, in einer Loseblattsammlung abheften

konnten. Viele Fachreferenten in den Einrichtungen nutzten diese Rechtssammlung, weil für sie keine anderen Informationen verfügbar waren.

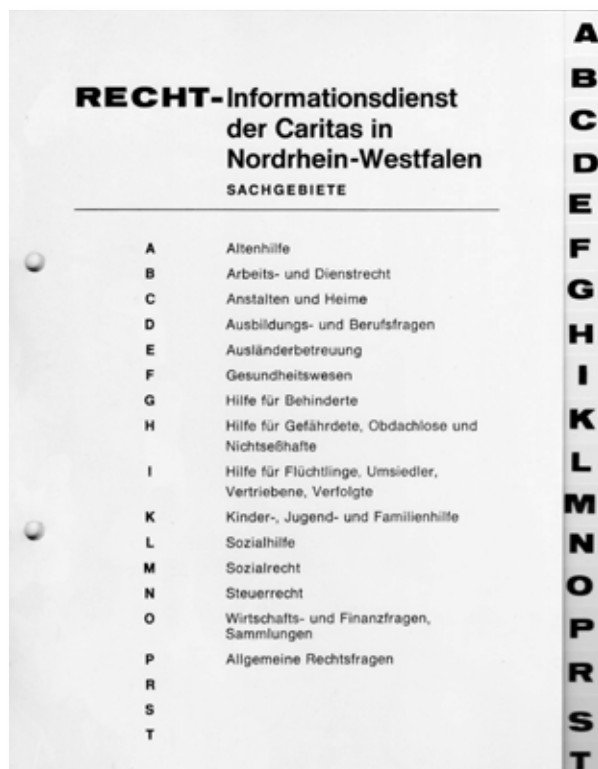
„Ich schrieb die einführenden Texte per Hand, denn kein Jurist berührte damals eine Schreibmaschine“, erinnert sich Heinz-Gert Papenheim. Deshalb musste in der Druckerei versucht werden, die Texte zu lesen, um sie im Bleisatz setzen zu können. „Gott sei Dank gab es einen Setzer mit hellseherischen Fähigkeiten“, schmunzelt Papenheim.

Verrechtlichung aller Lebensbereiche

Gab es 1972 für die soziale Arbeit eigentlich nur das Jugendwohlfahrtsgesetz und das Bundessozialhilfegesetz, so hat sich mit der Verrechtlichung aller Lebensbereiche auch der für die soziale Arbeit wichtige Rechtsstoff maßlos ausgeweitet. Das lässt sich schon am umfangreichen deutschen Sozialgesetzbuch (SGB) mit seinen inzwischen 13 Einzelgesetzen ablesen. Hinzu kommen aber noch die großen Bereiche des Ausländerrechts, des Datenschutzrechts und zahllose gesetzliche Einzelregelungen, wie beispielsweise das Wohngeld-, Unterhaltsvorschuss-, Elterngeld- und Elternzeit-, Beratungshilfegesetz usw., usw.

Zunehmende Nutzung des Internets

„Die zunehmende Nutzung des Internets hat mich veranlasst, weitgehend auf den Abdruck von Rechtsvorschriften und Informationen zu verzichten, die online zugreifbar sind“, sagt Papenheim. Auf dem frei gewordenen Platz konnte sich der Recht-Infodienst zunehmend auf die praktische caritative Beratung und Hilfe ausrichten und Informationen über neue Rechtsvorschriften und Urteile anbieten, vorwiegend mit Blick auf die Mitarbeitenden, die in ihrer sozialen Arbeit mit Rat und Hilfe suchenden Menschen eine Vielzahl rechtlicher Fragen und Probleme zu beantworten und zu lösen haben. Die Mitarbeitenden sind in ihrer Arbeit heute oft selbst rechtlichen Risiken ausgesetzt, ohne die Möglichkeit einer Rückfrage oder rechtlichen Absicherung



Der Mann ist ein
wandelndes Archiv
des Sozialrechts.

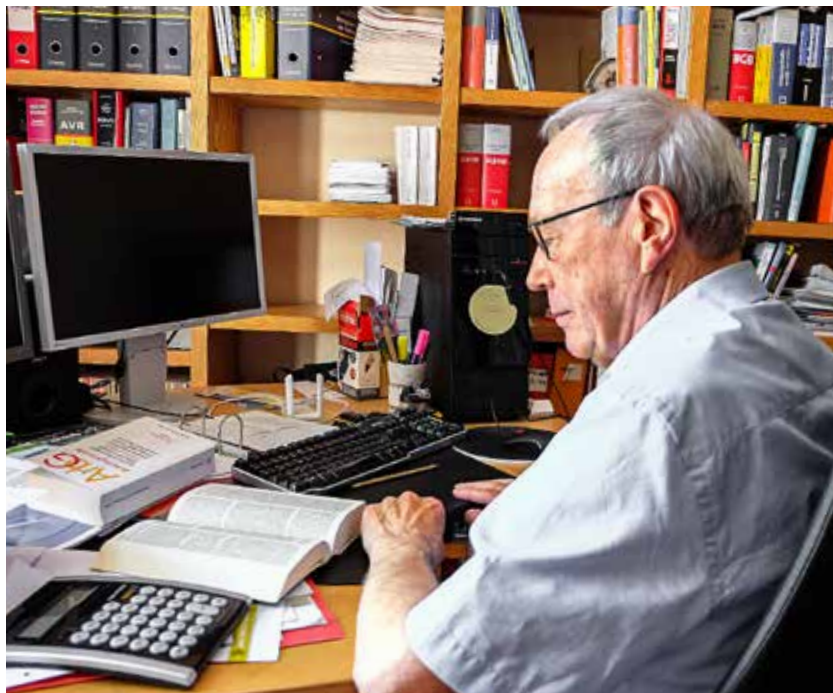
zu haben. „Sozialrechtsjuristen gibt es innerhalb der Caritas kaum noch“, so Papenheim mit Bedauern.

Praxis- und nutzerorientierte Informationen

In seinen verschiedenen Tätigkeiten hatte der Jura-Professor Kontakt zu Menschen, die nicht umfassend juristisch geschult werden wollten, sondern selbst Fragen zur Praxis ihrer beruflichen Tätigkeit mitbrachten. Das waren beispielsweise Studierende in Praktika, Sozialarbeiter, Mitarbeitervertreter, Verwaltungsmitarbeitende in sozialen Einrichtungen, Datenschutzbeauftragte oder auch Polizisten, die etwas zur rechtlichen Situation ihrer Klienten, Patienten oder Kunden wissen wollten. Dadurch wurde Papenheim mit einer für Juristen ungewöhnlich weiten Bandbreite an Themen konfrontiert: Familienrecht, Jugendhilferecht, Wohnungs- und Wohnungslosenrecht, Sozialrecht, Ausländerrecht, Datenschutzrecht, Berufs- und Haftungsrecht, Arbeitsrecht, Strafrecht usw. „Ich will im Recht-Informationsdienst keine staubtrockene 08/15-Abhandlung verfassen, sondern bearbeite die juristische Vorgabe“, so Papenheim. Sie solle von einem juristischen Laien verstanden, möglichst als interessant und nützlich wahrgenommen werden. Damit beispielsweise ein Schuldnerberater oder eine ehrenamtliche Mitarbeiterin in der Telefonseelsorge die Informationen praktisch umsetzen kann. „Das gelingt jedoch nicht immer und hat ein letztlich nicht vermeidbares Fehlerrisiko.“

Homepage: unerwartet hohe Nachfrage

Als Anfang der 2000er-Jahre die Homepage von „caritas in NRW“ ausgebaut wurde, bekam auch der Recht-Infodienst dort seinen Ort. Zunächst wurden nur die Texte aus den gedruckten Ausgaben online gesetzt. Doch im Laufe der Zeit wurden zunehmend Informationen zu anderen Themen eingefügt. Da viele Beiträge über alle Erwartungen häufig aufgerufen wurden, ist inzwischen eine Rechtsdatenbank entstanden, die nicht den engen Seitenvorgaben der Papierausgabe unterliegt, sodass die Texte beliebig umfangreich sein können. Darin werden auch Rechtsthemen behandelt, die allgemein von Interesse sein können (Beispiel „Kinder-



HEINZ-GERT PAPENHEIM ist Mitherausgeber des Standard-Kommentars zu den AVR (Arbeitsvertragsrichtlinien des Deutschen Caritasverbandes), und er leitete 25 Jahre lang die Schlichtungsstelle beim Diözesan-Caritasverband Köln.

krankengeld“, „Führungszeugnis“, „Schulpflicht und Schulzwang in NRW“, „Ehrenamtszuschale“, „Bundesfreiwilligendienst“, „Sozialbestattung und Notbestattung“ usw.). Im Jahr 2021 kamen mehr als 150 000 Aufrufe zusammen.

Probleme mit ständigen Aktualisierungen

Kummer macht dem Redakteur ein ungelöstes Problem: Die große Zahl der Beiträge und die Vielzahl der Änderungen machen es unmöglich, alle auf der Homepage vorhandenen Texte ständig auf dem aktuellen Stand zu halten. Nun werden die Beiträge inzwischen mit dem Datum der Erstellung gekennzeichnet, um dem Leser zu signalisieren, dass sich geringfügige oder große Änderungen ergeben haben könnten. „Eine zufriedenstellende Lösung ist das nicht“, meint Papenheim. Auch wenn er auf die 90 zugeht, der Redakteur des Recht-Informationsdienstes wird sich weiterhin bemühen, für Menschen in schwierigen Situationen und Lebensverhältnissen und für deren Helfer und Berater nützliche Arbeit zu leisten. Er hält sich an seinen Wahlspruch: „Per aspera ad astra“, frei übersetzt: Arbeite auch an komplexen Rechtsproblemen, dann kommst du in den Himmel! 🍀

Er geht auf die 90 zu und beobachtet sehr wach und mit großer Sympathie für die Mitarbeitenden die Entwicklungen in der Caritas.

MARKUS LAHRMANN

1992 stiegen die Asylbewerberzahlen stark an. Gegen die wachsende Ausländerfeindlichkeit in Teilen der deutschen Gesellschaft demonstriert hier die Caritas in Essen.



DIE FRÜHEN 90ER-JAHRE

Die Menschen sind mir ein Vorbild

ZEITZEUGE

27 Jahre später sieht vieles anders aus. Einige Themen sind heute noch oder wieder aktuell, andere aus dem Blick geraten oder verschwunden. Die deutsche Wiedervereinigung, die Folgen der Balkankriege – Caritasarbeit war und ist immer konkret. Ludger Dabrock, Chefredakteur bei „caritas in NRW“ von 1990 bis 1995, erinnert sich.

Themen aufgreifen und vertiefen sowie Themen setzen war der Auftrag der Herausgeber. Genau das haben wir versucht umzusetzen: gemeinsam mit den Verantwortlichen für die Öffentlichkeitsarbeit bei den Diözesanverbänden und mit zahlreichen internen und externen Unterstützern.

Diese fünf Jahre haben mich geprägt

Da waren die Folgen des Krieges im ehemaligen Jugoslawien: für die Menschen, die aus ihrer Heimat zu uns nach NRW geflüchtet sind, und für diejenigen, die in der Region geblieben sind. Zerschossene Häuser, Dörfer und Städte, die Trümmerlandschaften glichen, Parks, die zu Friedhöfen umfunktioniert wurden, und überall entwurzelte Menschen, die Angehörige verloren hatten. Hier habe ich als junger Mitarbeiter bei den vielen Reportagereisen gelernt, dass der Nächste nicht nur vor Ort lebt, sondern gerade auch der Binnenflüchtling eine gute Flugstunde entfernt in Bosnien oder Mazedonien unser Nächster sein kann. Und wie wichtig es ist, die lokale Caritas und die dort tätigen Hilfsorganisationen zu unterstützen. Der Fokus der Diözesanverbände aus NRW waren neben der Nothilfe immer auch die Hilfe zur Selbsthilfe und die Unterstützung langfristiger Perspektiven.

In den 90er-Jahren waren einige Themen ähnlich wie heute:

- Wie muss sich die Caritas vor dem Hintergrund der sich auflösenden kirchlichen Milieus weiterentwickeln? Aus heutiger Perspektive kaum vorstellbar, dass das Thema vor 25 Jahren auch schon aktuell war, auch wenn sich der Handlungsdruck heute durch die sich atomisierenden amtskirchlichen Strukturen massiv erhöht hat.
- Welche Folgen hat die Ökonomisierung des Gesundheitswesens und der Pflege für caritative Anbieter?
- Wie sieht die Corporate Identity der Caritas aus - und was dürfen und müssen caritative Institutionen von ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an Identifikation mit den Werten der Caritas erwarten?
- Wie können die Pflege und der Pflegeberuf gestärkt werden - und welche Chancen gibt es durch die Akademisierung?
- Wie können wir Menschen in der letzten Lebensphase menschlich und medizinisch-pflegerisch angemessen begleiten - und welche Orte braucht es dafür?
- Wie können Gemeinden und die Caritas vor Ort Menschen, die vor Krieg, Verfolgung, Hunger oder fehlender wirtschaftlicher Perspektive aus ihrem Land geflüchtet sind, unterstützen und neue Lebenschancen eröffnen?

Aus heutiger Sicht gibt es also durchaus Themen und daraus resultierende Aufgaben, die sich wie ein roter Faden durch die Arbeit der Caritas in NRW in den letzten Jahrzehnten ziehen und damit auch immer wieder Thema in der Zeitschrift waren.

Mich haben in diesen Jahren immer wieder die Menschen in der Caritas fasziniert: Menschen, die im Sinne des Wortes die Ärmel hochgekrempelt und mit ihren Fähigkeiten Not gelindert haben. Menschen, die die innerverbandliche Bürokratie - ja, auch in den 90er-Jahren erinnerte mancher Verband eher an eine (schläfrige) Ministerialbehörde - geschickt umgangen und Bypässe gelegt haben. Menschen, die aus ihrem tiefen Glauben heraus anderen Menschen geholfen haben. Menschen, die nicht von Problemen fasziniert waren, sondern Lösungen gefunden haben. Diese Menschen in der Caritas sind mir ein Vorbild - bis heute. Sie haben mich geprägt und sie prägen mich.

Und heute?

Wir brauchen in einer Zeit, in der sich (amts)kirchliche Strukturen mit atemberaubender Geschwindigkeit selbst zerlegen und die gesellschaftliche Relevanz der katholischen Kirche in Deutschland durch die Skandale der letzten Jahre dramatisch sinkt, eine Caritas, in der Menschen weiterhin glaubwürdig das Leben, was sie vom Evangelium verstanden haben.

Diese Caritas braucht ein Forum - auch dafür gibt es die Zeitschrift „caritas in NRW“: innovativ, kritisch, diskussionsfreudig, glaubwürdig und mit einem klaren Blick für die Menschen, die auf Hilfe und Unterstützung angewiesen sind: Ad multos annos! 🍷

LUDGER DABROCK

Ludger Dabrock war von 1990 bis 1995 Chefredakteur von „caritas in NRW“. Im Anschluss war er 19 Jahre als Geschäftsführer für die Einrichtungen der Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel tätig. Seit 2015 unterstützt Dabrock mit seinem eigenen Unternehmen Führungskräfte im Gesundheitswesen und in Pflegeunternehmen in der Weiterentwicklung von Führung sowie im Konfliktmanagement.

🍷 www.dabrock-consulting.de



1991 ein Hilfstransport
nach Dimitrov/kiew (damals UdSSR)



Foto: privat

»Menschen faszinieren,
die die Ärmel hochgekrempelt
und mit ihren Fähigkeiten
Not gelindert haben ...«

ERINNERUNGEN EINES HERAUSGEBERS

Leserorientierung, Caritas-Identifikation, kirchliches Profil

Die Diözesan-Caritasdirektoren ernennen aus ihrer Konferenz einen der Ihrigen, der als ihr Vertreter Ansprechpartner für die Redaktion ist. Er nimmt an den Redaktionssitzungen teil, begleitet deren Planungen. Der ehemalige Aachener Diözesan-Caritasdirektor Manfred von Holtum erinnert sich.

Am 1. Oktober 1993 ernannte mich Bischof Dr. Klaus Hemmerle zum Diözesan-Caritasdirektor für das Bistum Aachen. Als erste überdiözesane Aufgabe wurde mir von meinen damaligen Kollegen die Funktion des Herausgebervertreters für „caritas in NRW“ übertragen. Ich trat damals die Nachfolge des von mir hoch geschätzten Kollegen, Essens Dompropst Günter Berghaus, an. Damit sollte auch der Generationenwechsel in verschiedenen Bereichen der NRW-Caritasverbände eingeleitet werden. Damals war Ludger Dabrock als Chefredakteur mein erster Ansprechpartner in dieser neuen Aufgabe, die ich bis zu meiner Ernennung als Generalvikar des Bischofs von Aachen 1997 wahrnehmen sollte.

Politisch und kirchlich sehr bewegte Zeit

Im Redaktionsteam waren die Referenten für Öffentlichkeitsarbeit aus den fünf Diözesanverbänden vertreten, eine sehr lebendige, kritische, aber vor allem konstruktive Gruppe. Ich habe den lebhaften Diskurs in diesem mit ganz unterschiedlichen Schwerpunkten ausgestatteten Team sehr geschätzt. Alle zwei Monate trafen wir uns zu einer Redaktionssitzung für die Planung der einzelnen Ausgaben. Die Chefredaktion wechselte am 1. Januar 1996 zu Jobst Rütters, mit dem mich in dieser Funktion eine ertragreiche Zusammenarbeit verbindet. Im Juli 2000 wurde er der Pressesprecher des Bischofs von Aachen.

Die Zeit damals war sowohl auf politischer Ebene in der Sozialgesetzgebung des Landes NRW als auch im kirchlichen Zusammenhang sehr bewegt. Wir haben uns diesen neuen Herausforderungen gestellt. Dabei haben wir Veränderungen in der Ausrichtung von „caritas in NRW“ und in der Struktur unserer Arbeit auf den Weg gebracht. Zunächst ging es uns um die Schärfung des Profils durch inhaltliche Konzentration auf die Themen, die uns in der gegenwärtigen Situation besonders wichtig waren.

In einer gemeinsamen Klausur wurden einmal im Jahr die größeren Linien festgelegt und auf die Jahresplanung heruntergebrochen. Dabei haben wir Verknüpfungen gesucht zu den jeweiligen Jahresthemen des Deutschen Caritasverbandes, z. B. im Blick auf die wachsende Armutsproblematik, die Förderung des Ehrenamtes in den damals entstehenden Freiwilligenzentren als wichtiger Baustein im bürgerschaftlichen Engagement unserer Gesellschaft, die Gesetzgebung auf Bundesebene durch das Pflegeversicherungsgesetz.

Dabei hatten wir die „Nutznießer“ von „caritas in NRW“, die Leserinnen und Leser und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den verschiedenen Caritas-Einrichtungen, besonders im Blick. Wir waren bestrebt, die Identifikation mit der Caritas zu stärken und die Themen der Jahreskampagnen der deutschen Caritas auf der regionalen Ebene unserer fünf NRW-Bistümer kontinuierlich zu reflektieren.



»Zunächst ging es uns um die Schärfung des Profils durch inhaltliche Konzentration auf wichtige Themen.«



Sinkende Zuschüsse erforderten mehr Effizienz

In einer Zeit, in der die öffentlichen Zuschüsse gedeckelt oder reduziert wurden, musste sich die Caritas den Effizienzkriterien der übrigen Anbieter sozialer Dienstleistungen stellen. Dabei war für uns das kirchliche Profil in den jeweiligen Bereichen besonders wichtig, z. B. in den Hospizeinrichtungen. Die spezifische pflegerische Zuwendung in der letzten Lebensphase sollte durch eine sinnstiftende Begleitung in der Seelsorge gestützt werden.

Die Leserorientierung wurde auch in sehr praktischen Hilfen z. B. im „Recht-Informationsdienst“ deutlich, ergänzt durch Informationen aus den einzelnen Diözesan-Caritasverbänden, durch neue Initiativen, die exemplarische Möglichkeiten der Entwicklung aufzeigen sollten.

Hilfe für Kinder in der Ukraine

Gerade im Blick auf die aktuelle Situation des Ukraine-Krieges durch die russische Armee ist mir eine gemeinsame Aktivität der Caritasverbände von Aachen, Essen, Münster und Paderborn in lebhafter Erinnerung. Im April 1996, sechs Jahre nach der Wende und zehn Jahre nach der Reaktor-Katastrophe von Tschernobyl, unternahmen wir eine Reise mit Pressevertreterinnen und -vertretern und den Öffentlichkeitsreferenten in die Ukraine. Konkreter Anlass war die Einweihung eines Kinder- und Jugenderholungszentrums in Jablunitza am Fuße der Karpaten im süd-westlichen Zipfel der Ukraine in unmittelbarer Nähe der rumänischen Grenze. Die ersten Vorboten des Frühlings zeichneten sich ab im Auftauen des tief vereisten Bodens, auf dem wir uns nur in Gummistiefeln bewegen konnten.

Da das Gelände mit sehr ansprechenden Holzhütten zur Unterbringung der strahlengeschädigten Kinder und Jugendlichen vorher durch eine illegale Schnapsbrennerei genutzt wurde, mussten Verhandlungen zur Sicherung des Geländes mit den bisherigen „Nutzern“ geführt werden. Der griechisch-katholische Bischof der Eparchie Kolomyia-Czernowitz weihte das Zentrum mit dem Glanz der byzantinischen Liturgie ein, begleitet von seinem Generalvikar Grigori Simkailo und seinem Weihbischof Stanislaw Schyrokoradjuk, dem heutigen Bischof von Odessa-Simferopol, der von einem kräftigen Bodyguard begleitet wurde in einer ausgebeulten Bomberjacke, unter der sich erkennbar einige Revolver abzeichneten.

Danach fuhren wir mit einem Bus, dessen Reifenprofil genull tendierte, nach Kiew. Da der Rückwärtsgang nicht mehr funktionierte, mussten die Insassen bei Bedarf einer Rückwärtsbewegung den Bus verlassen und mit vereinten Kräften das Vehikel in die entsprechende Richtung anschieben. In Kiew wurden wir durch Vermittlung einer Gruppe aus Trier vom ukrainisch-orthodoxen Patriarchen Filareth in Audienz empfangen, der aus der Sicht des russisch-orthodoxen Moskauer Patriarchen als Apostat, also als Abtrünniger, betrachtet wurde. Da ein gemeinsames Foto aus dem Audienzsaal des Patriarchen in den lokalen Medien der beteiligten Bistümer erschien, erhielten wir in Aachen aus dem Moskauer Patriarchat die Anfrage, ob ich als Spion des Vatikans bei Filareth, dem Erzfeind Moskaus, eingeschleust worden sei – für mich eine völlige Überraschung, da ich außer dem Trinkspruch kein Wort Russisch oder Ukrainisch verstand.

DIE REDAKTION

war eine „sehr lebendige, kritische, aber vor allem konstruktive Gruppe“: Chefredakteur Jobst Rüthers, Gerd Schnitzler (Aachen), Heinz Müller und Harald Gersfeld (Köln), Caritasdirektor Manfred von Holtum (Aachen), Gerd Wiesehöfer (Aachen), Harald Westbeld (Münster) (v. l. n. r.).

Einsatz für die Opfer
der Tschernobyl-Katastrophe

Später nahmen wir an der Gedenkfeier des zehnjährigen Ereignisses der Tschernobyl-Katastrophe auf dem Maidan-Platz in Kiew teil. Ein heftiger Platzregen zwang uns, unsere weiß-roten Caritasschirme aufzuspannen. Wer so sichtbar Farbe bekennt, war der öffentlichen Aufmerksamkeit gewiss.

Caritas als Markenzeichen für die Kirche

50 Jahre „caritas in NRW“ – ein denkwürdiges Jubiläum, zu dem ich die nordrhein-westfälischen Caritasverbände herzlich beglückwünsche. Ich tue dies nicht ohne Stolz, für wenige Jahre selbst Mitgestalter gewesen zu sein.

Was wünsche ich für die Zukunft? Wichtig sind mir die „Bodenhaftung“ und die Nähe zu den Playern vor Ort, den beruflichen wie auch den ehrenamtlichen. Die Caritas ist und bleibt – so hoffe ich – ein wichtiges Markenzeichen für die Kirche, die immer mehr an Relevanz in unserer Gesellschaft verliert und nicht nur an Mitgliedern, deren Zahl weiter zurückgeht. Gerade die schon länger als zwei Jahre andauernde Corona-Pandemie zeigt, dass Menschen der

Caritas oft als Einzige den Vereinsamten und Isolierten Nähe und menschliche Hilfe und Begleitung gezeigt haben.

Sollte ich „caritas in NRW“ einen Wunsch für die Zukunft auf den Weg geben, so möchte ich dies im Blick auf die aktuelle Situation der Kirche mit Worten des hl. Franz von Assisi tun, die auch für die Caritas heute gültig sind. Wenn wir heute so viel von der Reform der Kirche sprechen und dies unter hohem Aufwand und in zahlreichen Foren und Gremien diskutieren und vorantreiben, bei Franz von Assisi finden wir ein Programm für eine erneuerungsbedürftige Kirche. Hier sollte sich „caritas in NRW“ aktiv beteiligen. Dieses Programm ist sehr konkret, sehr nah an den Menschen, ein Programm nicht nur der Worte, sondern der helfenden Tat vor Ort: „Wunden heilen, Verletzungen verbinden, Verlorenen zurückhelfen, Traurigen Mut machen ... Den Frieden aber, den ihr anderen verkünden wollt, müsst ihr zunächst selber im Herzen haben“ – ein Mut machendes Wort für heute, für die aktuelle Situation, aber auch für die nächsten 50 Jahre von „caritas in NRW“. 

MANFRED VON HOLTUM

Manfred von Holtum

war 1993 vom damaligen Bischof Klaus Hemmerle zum Direktor des Caritasverbandes für das Bistum Aachen berufen worden. Schon vier Jahre später wurde er Generalvikar des Bistums Aachen, von 2014 bis 2019 war er Dompropst. – Auf dem Foto ist er 1996 bei der Einweihung des Kinderferiendorfes Jablunitsa in der Ukraine zu sehen.



Foto: Gerd Schmitzler

DIE SPÄTEN 90ER-JAHRE

Zunehmende Ökonomisierung und Wettbewerbsdruck

ZEITZEUGE

Die 1990er-Jahre brachten enorme soziale Herausforderungen. Zunehmende Ökonomisierung und Wettbewerb in der sozialen Arbeit setzten das korporatistische Wohlfahrtsmodell unter Druck. Dazu kam der innerkatholische Streit um die Schwangerenberatung. Jobst Rüthers, Chefredakteur bei „caritas in NRW“ von 1996 bis 2000, erinnert sich.

Noch regierte Kanzler Helmut Kohl, West- und Ostdeutschland sahen sich großen sozialpolitischen Herausforderungen gegenüber: die Angleichung der Lebensverhältnisse in Ost und West; die hohe finanzielle Belastung der Sozialkassen durch das Hinzutreten von 17 Millionen DDR-Bürgern in die westdeutschen Sozialsysteme; angesichts hoher Arbeitslosigkeit Sorgen vor einem Kollaps der Rentenkassen, die der damalige Sozialminister Blüm mit seiner Aussage „Die Renten sind sicher!“ zu beruhigen versuchte. Auch wurde in den letzten Jahren der Kohl-Kanzlerschaft eine gänzlich neue Sozialversicherung eingeführt – die Pflegeversicherung, die in einer älter werdenden Gesellschaft dringend notwendig, aber auch sehr umstritten war, bis sie letztendlich 1995 entschieden war.

1997 Höhepunkt der Arbeitslosigkeit

Als Spitzenverband der deutschen Wohlfahrtspflege sah es die Caritas als ihre Aufgabe, sich einzumischen in die sozialpolitischen und fachbezogenen Diskussionen. Und zugleich wollte die Caritas in Deutschland mit dem bundesweit gemeinsamen Motto: „Not sehen und handeln“ demonstrieren, dass sie sich als Anwältin der sozial benachteiligten Menschen verstand, Forderungen im Namen der Schwachen stellte und die Politik für unzureichende Lösungen kritisierte.

1997 erreichte die schon lange anhaltende Arbeitslosigkeit ihren Höhepunkt: In Gesamtdeutschland wurden 4,4 Millionen Arbeitslose gezählt – ohne die zahlreichen Menschen, die in Beschaffungsmaßnahmen und Berufsbildungsmaßnahmen nach neuen Perspektiven suchten. Eine heute unvorstellbare Arbeitslosenquote von 12,7 Prozent belastete die Gesellschaft und jeden einzelnen Betroffenen.

Auch Jugendliche hatten weitverbreitet große Sorge vor drohender Jugendarbeitslosigkeit, viele fanden keine Ausbildungsstelle oder bekamen nach der Lehre keinen Arbeitsvertrag. Dies in der Zeitschrift „caritas in NRW“ darzustellen und die vielschichtigen Dimensionen nachvollziehbar zu machen, war damals ein wesentliches Anliegen.

So ging es in den Artikeln über Arbeitslosigkeit zugleich um damit ausgelöste Armut, Obdachlosigkeit, Einsamkeit und soziale Isolation

Sozialpolitische Signale

Angesichts der Themenvielfalt kam der Zeitschriften-Redaktion ihre besondere Verankerung in den fünf nordrhein-westfälischen Caritas-Diözesanverbänden zugute. Zur Planung jeder Ausgabe der Zeitschrift trafen sich die Öffentlichkeitsreferenten und Pressesprecher der DiCV; sie brachten aus den Fachabteilungen ihrer Häuser zahlreiche Ideen mit, wie ein Heft thematisch interessant gestaltet werden kann, immer voran die Frage, welches sozialpolitische Signal zum jeweiligen Thema gesendet werden soll.

Jobst Rüthers war Chefredakteur von 1996 bis 2000, anschließend Pressesprecher des Bistums Aachen. Dann wechselte er zum katholischen Hilfswerk Missio, wo er erst Pressesprecher und später Chefredakteur der Zeitschrift „kontinente“ war. Rüthers lebt heute bei Aachen.



»Die Markt-Perspektive veränderte die Sicht der Sozialarbeiter und Pfleger, sie verstanden sich nun als Dienstleister.«



Mahnwache vor
dem Kölner Dom

1997 erreichte die Arbeitslosigkeit in Deutschland mit weit über vier Millionen Betroffenen Rekordniveau. Ursache waren die Folgen der Wiedervereinigung, Wachstumsschwäche, aber auch politischer Stillstand bei gleichzeitig rasantem Strukturwandel und dynamischer Globalisierung.

Nachdem in den Anfangsjahren der Zeitschrift fast ausschließlich Experten als Autoren berufen wurden, schrieben ab den 90er-Jahren immer öfter freiberufliche Journalisten und der Chefredakteur, Experten kamen verstärkt in Interviews und Statements zu Wort. Die Redaktionsgemeinschaft lebte ebenso von der Vielfalt ihrer Mitglieder, wie die Zeitschrift aus der Kraft unterschiedlich profilierter Caritasverbände lebte - jeder Diözesan-Caritasverband hatte schließlich eigene Schwerpunkte: in der Krankenhaus- oder Altenpflegearbeit, mit Behinderten- oder Arbeitsloseneinrichtungen, in der Beratungstätigkeit.

**Auf Priester und Theologen
in den Leitungsämtern
folgten Verwaltungsexperten,
Juristen und Ökonomen.**

Während an den Schreibtischen in den Caritas-Pressestellen nach und nach ausgebildete Journalisten Platz nahmen, veränderte sich auch die Zusammensetzung der Direktorenkonferenz: Den Priestern und Theologen in den Leitungsämtern folgten Laien, Verwaltungsexperten und in mehreren Verbänden ehemalige

Mitarbeiter der katholischen Jugendarbeit. Frauen waren damals weder auf den Direktorensitzen noch in den Caritas-Pressestellen zu finden.

Alteingesessene Anbieter gerieten unter Wettbewerbsdruck

In meiner Zeit als Chefredakteur fanden gravierende Veränderungen in den sozialen Diensten statt: In den Markt drängten, spätestens seit Einführung der Pflegeversicherung, immer mehr kommerzielle freie Anbieter, die ihre Leistungen günstiger erbringen konnten als die an Tariflöhne gebundenen Wohlfahrtsverbände. Was im Pflegemarkt mit seinen ambulanten Diensten und stationären Einrichtungen begann, setzte sich in vielen sozialen Feldern fort, es entstanden Konkurrenzen um die günstigste Leistungserbringung, die alteingesessenen Anbieter gerieten unter einen scharfen Wettbewerbsdruck. Sprachlich wurden aus Klienten damals Kunden, die Markt-Perspektive veränderte die Sicht der Sozialarbeiter und Pfleger, sie verstanden sich nun als Dienstleister.

Unter der großen Überschrift „Organisationsentwicklung“ wurde in vielen Artikeln berichtet, wie sich Dienste weiterentwickelt, professionalisiert und sogar komplett neu aufgestellt haben, um zukunftsfähig zu werden. Was heute selbstverständlich ist: Ein Nebeneinander von freien und tarifgebundenen Einrichtungen der Wohlfahrtspflege wurde in den 90er-Jahren mühsam gelernt. Im harten Ringen um kostengünstige Lösungen zählte die Tradition etablierter Einrichtungen wenig - auch die mussten sich finanziell im Markt behaupten und wollten nah am Menschen sein.

Aus für die Schwangerschaftskonfliktberatung

Als im Januar 1998 Papst Johannes Paul II. die katholischen Bischöfe in Deutschland aufforderte, in den katholischen Beratungsstellen der Caritas und des Sozialdienstes katholischer Frauen keine Beratungsscheine für die erfolgte Schwangerenberatung auszustellen, war die Diskussion über die Beteiligung der katholischen Kirche in der Schwangerschaftskonfliktberatung in weiten Teilen der deutschen Gesellschaft angekommen. Lange Monate der Berichterstattung folgten, der Konflikt um die Konfliktberatung hatte einen tiefen Riss in das katholische Beratungsangebot verursacht, bisherige Beratungsstellen wurden umbenannt und stellten keine Scheine mehr aus. Ein Jahr nach dem Brief und der Anordnung des Papstes wur-



de von engagierten Christen der katholische Verein „donum vitae“ gegründet, der nach erfolgter Konfliktberatung Nachweise darüber ausstellte. Selten standen Caritasverbände vor einer größeren Notwendigkeit zur Argumentation: Auch wenn wir keine Beratungsnachweise mehr ausstellen, sind wir weiterhin für Frauen in Not da.

Während die katholische Kirche sich an dieser Stelle aus gesellschaftlicher Mitwirkung zurückzog, gelang der nordrhein-westfälischen Caritas gleichzeitig der Einstieg in eine neue Hilfe-Plattform. Die über 40 Lokalsender des Landes gründeten die Aktion Lichtblicke, mit der nun seit vielen Jahren jeweils um die Weihnachtszeit von den Hörerinnen und Hörern Spenden gegen einen Musikwunsch gesammelt werden und Sozialprojekte sowie Einzelschicksale vorgestellt werden – seit Beginn mit umfassender Unterstützung der Redaktion von „caritas in NRW“.  JOBST RÜTHERS



2000 Mit einer aufsehenerregenden Werbekampagne versuchten die deutschen Bischöfe, die Folgen des Ausstiegs aus dem staatlichen System der Schwangerschaftsberatung abzumildern. Zeitgleich bauten katholische Laien „donum vitae“ auf, das heute Schwangerschaftskonfliktberatung in 200 Beratungsstellen anbietet.

*Demonstration gegen Arbeitsplatzabbau:
Stahlarbeiter von Thyssen*



1997 wird bekannt, dass der Essener Industriekonzern Krupp-Hoesch die doppelt so große und wirtschaftlich weitaus stärkere Thyssen AG in einer „feindlichen Übernahme“ schlucken will. Die Thyssen-Belegschaft sieht ihre Arbeitsplätze in Gefahr und protestiert. Am Ende fusionieren die Konzerne nach friedlicher Einigung.

1985 Gerd Schnitzler (mit Pfeife) zeigt seinen Aachener Kollegen Michael Lorig (l.) und Konrad Dedler (r.) seinen Entwurf für ein Plakat zur gemeinsamen Sammlung von Caritas und Diakonie. Der Entwurf mit dem Slogan „Ja, auf Ihre Hilfe kommt es an“ wurde für die Sommersammlung realisiert.



50 JAHRE LERNPROZESSE

»caritas in NRW« auf dem Weg ins Medienzeitalter

Das Verständnis von der Notwendigkeit einer professionellen Information und Kommunikation innerhalb des Verbandes und in die allgemeine Öffentlichkeit hinein ist in 50 Jahren stark gewachsen. Doch nicht immer entsprachen die zur Verfügung stehenden Mittel den Anforderungen einer sich verändernden Gesellschaft auf dem Weg ins Medienzeitalter. Eine Spurensuche.

Gerd Schnitzler ist ausgebildeter Diplom-Designer. Als er das Angebot erhielt, bei der Caritas zu arbeiten, dachte er anfangs: „Guckst du dir mal an, kannst du ja mal eine Zeit lang machen.“ Dass daraus ein Berufsleben von 40 Jahren mit und für die Caritas wurde, macht ihn zum Zeitzeugen. Er weiß zu erzählen – über Öffentlichkeitsarbeit, über Corporate Design (das gemeinsame Erscheinungsbild), über die Entwicklung der Zeitschrift „caritas in NRW“.

Grafiker bei der Caritas

1974 hatte Schnitzler sein Grafik-Studium abgeschlossen und leistete Zivildienst als Fahrer für den Aachener Diözesan-Caritasdirektor Peter Buchholz. Was als Interimszeit zwischen Studium und Beruf begann, entwickelt sich zu einer intensiven Kennenlern-Zeit bei der Caritas. Buchholz fragte den jungen Designer zum Ende seiner Dienstzeit, ob er sich vorstellen könne, weiter für die Caritas zu arbeiten. Schnitzler sprang ein, ihm gefiel es: „Ich merkte, dass das, was ich gelernt hatte – also Kommu-

nikation –, unterbelichtet war in der verbandlichen Arbeit.“ Öffentlichkeitsarbeit war damals noch ein Fremdwort nicht nur für Sozialarbeiter und Kirchenleute. Es galt die Maxime: „Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke tut.“ Später wurde dann daraus: „Tue Gutes und rede darüber!“ Und heute? Schnitzler, nie um eine Pointe verlegen, lacht: „Hoffentlich dreht sich das nicht in die Richtung, dass man sagt: ‚Tue das, worüber sich gut reden lässt.‘“

Schnitzler wurde Mitarbeiter der Abteilung allgemeine Verbandsarbeit, die sich auch mit der Fach-Caritas beschäftigte. Abteilungsleiter Hubert Wiesehöfer, der auch stellvertretender Caritas-Direktor war, war so etwas wie der Chef-Ideologe, die Abteilung eine Art Grundsatzabteilung. Wiesehöfer war auch Mitglied der Redaktion von „caritas in NRW“, er brachte Schnitzler mit in den Kreis.

Die Zeitschrift

Die Zeitschrift „caritas in NRW“ war in einer Zeit entstanden, als Public Relations oder Öffentlichkeitsarbeit bei den Wohlfahrtsverbänden nicht etabliert war. Die Erscheinungstermine richteten sich danach, wann das Heft eben fertig war, „man hatte keinen festen Plan“. Es gab keinen

Kommunikation und »Corporate Design« waren in der verbandlichen Arbeit lange Zeit unterbelichtet.

echten Aktualitätsdruck, weil die gesellschaftlichen und politischen Debatten in der damaligen Zeit noch sehr viel langsamer abliefen als heute. „Inhalt kam vor Form - und so sahen die Hefte damals ja auch aus“, sagt Schnitzler. Ihm als Grafiker waren die Hefte der Anfangszeit ein Dorn im Auge: lange „Bleiwüsten“, typografisches Durcheinander, eine eher zufallsorientierte Bebilderung. Das war damals die Zeit: selbst gemachtes Klebe-Layout, verschwommene Bilder, einfarbiger Druck, kleines Format. „Wenn die Kollegen aus der Sozialarbeit Bilder lieferten, die interpretiert werden mussten, weil nichts von der guten Stimmung am Wochenende zu sehen war, dann erschien der Artikel besser ohne Bild.“ Was dann innerverbandlich zu Diskussionen führte, weil es an Verständnis auf der Fachebene fehlte. „Das waren alles Lernprozesse, die sich über etliche Jahre zogen“, so Schnitzler, für den nicht nur der Inhalt, sondern auch die Form entscheidend war.

Die Redaktion

Mitglieder der Redaktion waren (und sind bis heute) die Zuständigen für die Öffentlichkeitsarbeit in den fünf Diözesan-Caritasverbänden. In den 70er- und 80er-Jahren war Öffentlichkeitsarbeit meist nur ein Teilbereich eines größeren Aufgabenspektrums, doch „wohl alle hatten eine Vision oder eine Idee, wie sich die Zeitschrift und auch weitere Felder der Öffentlichkeitsarbeit entwickeln könnten“. Was anfangs oft nur so „mitgemacht“ wurde, bekam im Zuge der funktionellen Ausdifferenzierung im Laufe der Jahrzehnte einen größeren Stellenwert. Auch wenn bis heute den Öffentlichkeitsreferenten mangels anderer verbandlicher Ressourcen schnell mal zusätzlich noch die Zuständigkeit für Auslandshilfe, für Digitalisierung oder für akutes Katastrophenmanagement übertragen wurde.

Die regelmäßige Redaktionskonferenz war der perfekte Ort für einen Austausch zwischen den Diözesan-Caritasverbänden, wo man gute Beispiele erklärte, sich beriet, wohin es gehen könnte, sich relevante Themen überlegte, um die Arbeit darzustellen. Immer mit dem Ziel, Themen

innerverbandlich, aber auch gesellschaftspolitisch voranzubringen. „Es ging darum, als Verband zunehmend auch sozialpolitisch mehr Schlagkraft zu entwickeln“, sagt Schnitzler. Der Aufbruch der Caritas in das Medienzeitalter ging voran, „auch wenn das eher tastende Versuche waren und es keine abgesprochene Agenda gab“.

Aufbruch in das Medienzeitalter

„Das große Problem war, den Fachkräften beizubringen, dass sich das, was wirklich wichtig ist, auch in kurzen und prägnanten Sätzen ausdrücken lässt“, sagt Schnitzler. Kurz und prägnant zu schreiben, das weiß jeder Journalist, ist viel mühsamer und langwieriger, als einfach „lange Riemen“ abzuliefern. Reibereien der Öffentlichkeitsarbeit mit den Fachkolleginnen und Fachkollegen ließen sich nicht vermeiden, wenn der abgegebene sechsseitige Fachartikel auf eine Meldung von einer halben Seite zusammengeschmolzen werden musste. Die ständige Orientierung hin auf die Lesegewohnheiten und Rezeptionserwartungen der Zielgruppe liegt professionellen Öffentlichkeitsarbeitern eben eher im Blut.

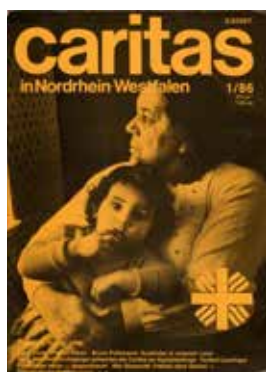
Lesegewohnheiten und Aufmerksamkeitsreserven ändern sich. Texte müssen immer prägnanter, kürzer, farbiger, bildreicher werden. Manchmal leidet die Fachlichkeit.

Image und Verantwortung

Lange hatte die Caritas in der Öffentlichkeit ein Image, das sich mit „warme Suppe und warme Socken“ beschreiben lässt. Es war (und ist bis heute) nötig, die Professionalität der sozialen Arbeit für Menschen am Rande der Gesellschaft auch angemessen zu kommunizieren. „Wir waren überzeugt, dass wir über unsere segensreiche Arbeit

zunehmend
professionalisiertes
Design

DIE TITELGESTALTUNG von „caritas in NRW“ passte sich im Laufe der Jahrzehnte den sich ständig verändernden Sehgewohnheiten der Leserinnen und Leser an.





Das Logo festigt
die Identität der Marke.



DAS KREUZ war von Beginn an gesetzt. Die dazugehörigen Flammen durchliefen mehrere Phasen. Seit 1986 gilt das aktuelle Logo: Wort- und Bildmarke zusammengefasst im Rechteck mit abgerundeten Ecken.

ordentlich berichten müssen, weil doch bei der Caritas vor allem öffentliche Mittel und Kirchensteuermittel eingesetzt werden", so Schnitzler.

Flammenkreuz und Erscheinungsbild

Ein Logo, heute auch als Icon bezeichnet, dient der Identitätsstiftung. Vor 50 Jahren wurde für den Umschlag der „caritas in NRW“ neben dem liturgischen Weiß noch ein knalliges Gelb verwendet (in Anlehnung an die Kirchenfarben Weiß und Gold). Es gab zwar schon das Flammenkreuz, doch noch nicht das Caritaszeichen als Wort-Bild-Marke. Die Proportionen des Flammenkreuzes variierten, mal waren die Flammen spinnenförmig, mal war die Drehung spiegelverkehrt. Was manchmal auch an der Repro-Abteilung lag, die die den Film falsch herum aufgelegt hatte. Das ist durch den segmentierten Rand und den Schriftzug „Caritas“ unmöglich gemacht worden. Das Caritas-Rot wurde mit seiner Einführung Ende der 80er-Jahre verbindlich definiert (Schnitzler: „Den Begriff ‚HKS 13‘ kannte damals niemand außer mir“). „Das waren

Designs der deutschen Caritas. Feiler war Vorsitzender des Öffentlichkeitsausschusses, des Arbeitsgremiums der PR-Fachleute der Caritas auf Bundesebene.

Die Caritas war damals mit der Festlegung und Ratifizierung eines gemeinsamen verbindlichen Erscheinungsbildes anderen Wohlfahrtsverbänden weit voraus, „sodass uns mancher Verband beneidet hat“, meint Schnitzler. Das Erscheinungsbild zu hüten sei immer auch ein Kampf gewesen, sagt Schnitzler. Dabei war alles definiert: Die Farbe, der Bedruckstoff, das Schriftbild, der Briefumschlag und die Fahrzeugbeschriftung waren geregelt. „Aber es gab immer wieder Orts-Caritasgeschäftsführer oder andere Verantwortliche, die sagten: ‚Grün ist doch auch schön‘ - und dann gingen die Kämpfchen wieder los.“ Oder es waren Nachlässigkeiten, Spielereien mit Textverarbeitungsprogrammen, der fehlende Blick. Heute hat sich das Bewusstsein zwar weiter verbreitet, wie sinnvoll eine einheitliche Markenkommunikation ist, und doch lässt sie sich bei einem so heterogenen Verband wie der Caritas immer noch nur schwer durchsetzen.

unsere Bemühungen um Vereinheitlichung der optischen Erscheinung in ganz Deutschland“, sagt Schnitzler, der auf Bundesebene, wo solche Dinge festgelegt werden, entscheidend involviert war. Schnitzler nennt Dr. Josef Scheu, den Pressesprecher des Deutschen Caritasverbandes, dessen Nachfolger Dr. Thomas Broch, den Aachener Grafiker Herbert Wenn, den Würzburger Diözesan-Caritasdirektor Heinrich Feiler als maßgebend für die Entwicklung eines Corporate

»Die erfolgreichsten Marken

haben Namen, die aus weniger als vier

Silben bestehen. Der klare Name

Caritas wurde zum Synonym für Hilfe.«

H. Schlensok,

Kommunikationsexperte

Des Deutschen Caritasverbandes, dessen Nachfolger Dr. Thomas Broch, den Aachener Grafiker Herbert Wenn, den Würzburger Diözesan-Caritasdirektor Heinrich Feiler als maßgebend für die Entwicklung eines Corporate

Relaunch

Die Fortschritte beim Corporate Design auf Bundesebene fanden bald einen Niederschlag auch beim Heft „caritas in NRW“. Der Essener Prälat Günter Berghaus als Vertreter der Herausgeber, der neue Chefredakteur Ludger Dabrock sorgten Anfang der 90er-Jahre mit dem Frankfurter Grafiker Gerd Filbig für einen Relaunch. „Das war der Zeitpunkt, wo wir mit unserer Zeitschrift auch rein optisch marktfähig waren“, sagt Schnitzler. Das ging einher mit der Revolution auf dem Druck- und Satzmarkt. Waren die gelben Hefte noch mit Blei-Lettern gesetzt worden, so

konnte man nun die neuen Möglichkeiten des digitalen Satzes nutzen.

Bis 2006 wurde das Heft in Schwarz-Weiß produziert mit dem Caritas-Rot lediglich als Schmuckfarbe. Das war billiger, Schwarz-Weiß sei aber auch der tristen Wirklichkeit der sozialen Arbeit eher angemessen, so die langjährige Überzeugung. Nach heutigen multimediageprägten Sehgewohnheiten ist ein solches Selbstverständnis kaum noch nachvollziehbar. Der „iconic turn“, die Hinwendung zum Bild, die in der Alltagskultur als Entwicklungsschritt in Richtung einer postskriptualen Gesellschaft gedeutet wird, lässt sich an der Entwicklung der Zeitschrift „caritas in NRW“ durchaus nachvollziehen. Auch damit ist die Zeitschrift ein Spiegel der sozialen Wirklichkeit in der jeweiligen Zeit.

Relaunches, also optische Neugestaltungen des Heftes, hat es nämlich in den folgenden Jahren immer wieder (und in zunehmend kürzeren Abständen) gegeben – meist verbunden mit einem Wechsel des Layouters. Die Geschwindigkeit, mit der sich Seh- und Rezeptionsgewohnheiten verändern, hat mit der technischen Entwicklung und der Digitalisierung stark zugenommen. Seit 2016 hat „caritas in NRW“ das heutige Layout, entwickelt von einer kleinen zweiköpfigen Agentur, die mit großer Kreativität, hohem qualitativem Anspruch und einem guten Gespür für Rezeptionserwartungen in jedem Quartal ein ansprechendes Heft produziert.

Inhalte und Themen

Die Zeitschrift richtete sich zunächst nach innen, um die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Arbeit der fünf Diözesan-Caritasverbände druckreif anbieten zu können, um sich über gute Arbeit austauschen zu können, Gedanken anzustoßen, Themen anzuschleppen. Aber man erkannte sehr schnell, dass das Heft auch in der Kommunikation mit Politik und Verwaltung auf allen Ebenen von Düsseldorf bis in die Kommunen ein brauchbares Instrument war. Ziel ist es, die Arbeit der Caritas darzustellen und ihre Themen zu transportieren, Fachleute zu Wort kommen zu lassen, Verständnis zu wecken, auf gesellschaftliche Prozesse zu reagieren und die Antworten der verbandlichen Caritas darzustellen. „Wir wollten immer Mitgestalter der sozialen Wirklichkeit sein, dafür muss man diese Wirklichkeit zunächst einmal gut beschreiben“, sagt Schnitzler.

Kampagnen

Kampagne, auch der Begriff „Jahreskampagne“ – ein großes Wort. Die Hoffnung der Öffentlichkeitsarbeit ist meistens, dass es gelingt, mit einer Kampagne auch die „Mauern der Verbandsarbeit“ zu verlassen, also in die breite Öffentlich-

keit hineinzuwirken. Schnitzler schmunzelt, wenn man ihn fragt: „Ich habe immer gesagt, man muss eine Laterne lange kitzeln, bevor das Elektrizitätswerk lacht. Mit den paar Plakaten, die wir rausgehängt haben, konnten wir selten die breite Öffentlichkeit erreichen, geschweige denn Werbedruck erzielen.“ Schnitzler fallen allerdings ein paar herausragende Fernsehspots ein, die vor etlichen Jahren dann sogar pro bono bei Privatsendern liefen, aber auch das ist Vergangenheit.

Heute bestimmen die Fragmentierung der Öffentlichkeit, die allgegenwärtige Dominanz der sozialen Medien mit ihrer ungeheuren Bilderflut, die immer hektischere, auf Emotion setzende Medienwirtschaft, die sich den Gesetzen einer Aufmerksamkeitsökonomie unterworfen hat, zu einem großen Teil die Wahrnehmung der Wirklichkeit und damit den gesellschaftlichen Diskurs. Caritas mischt mit, hechelt manchmal nur hinterher und ist dennoch angewiesen auf ständige Optimierung von Professionalität und Qualität. Die Lernprozesse gehen weiter. ◀

MARKUS LAHRMANN

*Kampagnen müssen zünden.
So wie 2009.*



ENTWICKLUNG DER CARITAS

»Das ist eine Überspezialisierung«

Harald Gersfeld arbeitete mehr als 30 Jahre für den Kölner Diözesan-Caritasverband in der Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit und als Leiter Abteilung Familie. Im Interview spricht er über die Folgen zunehmender Professionalisierung, die Bedeutung der frühkindlichen Bildung und den Konflikt zwischen verbandlicher Caritas und ehrenamtlicher Arbeit.

ANALYSE

caritas in NRW: Herr Gersfeld, Sie überblicken mehr als 30 Jahre Caritasarbeit aus eigenem Erleben. In dieser Zeit sehen wir immer mehr Professionalität und Spezialisierung bei den hauptamtlichen Kräften. Reagiert die Caritas heute angemessen auf menschliche Not?

Harald Gersfeld: Was wir in den vergangenen Jahrzehnten erlebt haben – vor allem in den Krankenhäusern, aber auch in der Altenhilfe –, das ist eine Überspezialisierung. Die führte unweigerlich zu einer Entfremdung und Entfernung vom Menschen. Ich kann mich entsinnen, dass ich damals etwas spöttisch gesagt habe, bald gibt es Medizin für den rechten und für den linken großen Zeh. So ist es ungefähr gekommen. Von außen betrachtet, ist die Veränderung im Gesundheitswesen katastrophal.

Das Ehrenamt hat sich grundlegend verändert. Viele Menschen wollen sich heutzutage nur noch ab und zu ehrenamtlich engagieren.

Inwiefern?

Gersfeld: Wenn man alles dem Abrechnungswesen unterordnet, verliert man die Menschen aus dem Blick. Krankenhäuser müssen die Finanzen in Ordnung halten, das ist das Entscheidende. Es geht um eine bestimmte Anzahl von Operationen im Jahr, und das ist nicht immer orientiert am Patienten.

Aber ist die Spezialisierung nicht auch ein Segen?

Gersfeld: Ja, im Einzelfall hat sich durch die Professionalisierung für viele Menschen etwas verbessert. Ich habe in jungen Jahren ein Praktikum in Bad Homburg gemacht, nebenan gab es ein Krankenhaus mit 20 Betten. Da wurden Kranke eingeliefert, und wenn die Nonnen nicht weiterwussten, dann haben sie angefangen zu beten. Das Know-How war oft nicht da. Heute ist es beinahe umgekehrt. Leider bleibt dabei der Mensch oft auf der Strecke.

Was früher oft beklagt wurde: Verbandliche Caritas und die meist ehrenamtliche Arbeit in

den Gemeinden würden nicht gut harmonieren. Hat sich das aus heutiger Sicht verbessert?

Gersfeld: Anfang der 80er-Jahre reagierte man darauf mit der Gründung der Gemeindec Caritas, Ehrenamt und Verband sollten besser miteinander verzahnt werden. Die Diskrepanz zwischen bezahlter Tätigkeit und Ehrenamt ist jedoch teilweise bis heute geblieben. Können die hauptamtlichen Caritäter etwas nicht abdecken, wird der Ruf nach Ehrenamtlichen lauter. Gibt es aber umgekehrt genügend Hauptamtliche, ist das Ehrenamt plötzlich nicht mehr erwünscht. Hinzu kommt, dass sich das Ehrenamt grundlegend verändert hat. Früher war jemand praktisch für sein ganzes Leben verhaftet. Heute wollen viele Menschen sich nur ab und zu ehrenamtlich engagieren. Darauf muss Rücksicht genommen werden.

Das zeigt sich zum Beispiel bei den Caritas-Sammlungen. Damals fanden sich genügend Frauen und Männer, die freiwillig zweimal im Jahr von Tür zu Tür gingen und Geld für die Gemeinde- und Caritasarbeit sammelten. Das ist heute aus nachvollziehbaren Gründen schwierig geworden.

Die Sammlerinnen, meist waren es ja Frauen, hatten damals noch eine andere Funktion: Sie waren Botschafterinnen ihrer Gemeinde, sie wollten nicht nur Geld, sondern sie besuchten die Menschen. Das war aufsuchende Sozialarbeit! Heute liegt dem Pfarrbrief eine Zahlkarte bei, anschließend gibt es eine Dankpostkarte. Es wäre wichtig, andere Formate zu erfinden, um die wegbrechende Sozialarbeit aufzufangen.

Hat die verfasste Kirche ihr Interesse an der Säule Caritas verloren?

Gersfeld: Wenn die Kirche dieses Standbein aufgibt, ist sie am Ende. Kirchengeschichtlich gab's diese Perioden zwar immer. Bischöfe führten ihr Eigenleben. Aber die Kirche überlebte, weil es zum Beispiel Orden gab, die dann eingesprungen sind. Heute fehlen die Orden. Ich bin der Überzeugung, dass Kirche nur in kleinen Gemeinschaften überlebt. Was das für die Caritas heißt, weiß ich nicht. Die Frage

1991 UND 1992

Harald Gersfeld schreibt als Mitglied der Redaktion von „caritas in NRW“ über verbandliche und gesellschaftlich brisante Themen.



ist, ob die Kirchensteuer notwendig ist und, wenn ja, wofür sie ausgegeben wird. Ob die Krankenhauskapelle finanziert wird, das ist weniger das Problem. Wenn die Kirchensteuer sinnvoll ist, dann zum Beispiel in den Kitas.

Die Kindertageseinrichtungen suchen heute händeringend Personal, die Bezahlung ist nicht üppig. Schon vor 40 Jahren hieß es, Kitas seien ein entscheidender Lernort für Kinder. Warum ist das Gefälle zwischen pädagogischer Bedeutung und gesellschaftlicher Anerkennung so groß?

Gersfeld: Ein pädagogisches Prinzip ist bis heute nicht in der Politik angekommen: Was man den Kleinsten tut, ist das Wichtigste. Die Grundlagen werden in der frühen Phase geschaffen und nicht erst am Gymnasium. Aber Gymnasiallehrer verdienen immer noch deutlich mehr als Erzieherinnen in der Kita.

Woran liegt das?

Gersfeld: In Deutschland wird beim Thema Kindererziehung immer noch mittransportiert, dass es die Rolle der Frau und Mutter ist. Die verheerende Botschaft ist: Jede Mutter sollte sie aus dem Effeff beherrschen, sonst ist sie eine Rabenmutter. Die mangelnde Wertschätzung zeigt sich dann an vielen Stellen: Für die frühkindliche Erziehung sind die Sozialministerien zuständig, für die Schulen

die Kultus- bzw. Bildungsministerien. Vermutlich müssen aus den Kita-Berufsgruppen einfach mehr Menschen in die Politik.

Könnte die Aufnahme von Kindern aus Flüchtlingsfamilien den Kitas zu mehr Bedeutung verhelfen?

Gersfeld: Eine Kita wird nicht alle Defizite aufarbeiten können, aber hier beginnt die Kommunikation, der Umgang mit Kindern aus anderen Herkunftsfamilien mit anderen Hintergründen. Hier wird also Toleranz gelehrt. Vor 40 Jahren konnte man beobachten: Muslimische Kinder kamen oft in Kindergärten der Kirche unter, wo Ordensfrauen waren. Weil die ihre Haare verdeckt hatten. Das war ein wichtiges Kriterium. Außerdem holten muslimische Frauen auch deshalb gern ihre Kinder aus den Kitas ab, weil sie da auf andere Frauen trafen, mit denen sie außerhalb des Hauses kommunizieren konnten. Ganz banale Dinge, die mit der Pädagogik erst einmal nichts zu tun hatten, die aber zeigen, wie wichtig Kitas sind. 📌

DAS INTERVIEW FÜHRTE
MARKUS HARMANN.



Foto: Markus Harmann

Harald Gersfeld (74) kam 1982 zum Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln und leitete zunächst die Abteilung Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit. In dieser Funktion war er auch Mitglied der Redaktion. 1999 übernahm der gelernte Verlagskaufmann und Diplom-Pädagoge die Leitung der Abteilung Familie. In den neun Jahren vor seinem Ruhestand 2013 war er religionspädagogischer Referent in der Abteilung Tageseinrichtungen für Kinder.

2003 schlug es 13.
Noch nie vorher hatte
die Caritas so groß
demonstriert. Angedrohte
Sozialkürzungen der
SPD-Landesregierung
brachten rund
7000 Demonstrierende
nach Düsseldorf.



INTERESSENVERTRETUNG UND ANWALTSCHAFT

Sozialpolitische Caritas

SPRACH-
ROHR

Neben den vielen anderen Funktionen und Aufgaben war es von vornherein einer der wichtigsten Ansprüche der Zeitschrift „caritas in NRW“, auch das sozialpolitische Sprachrohr der fünf Diözesan-Caritasverbände in Nordrhein-Westfalen zu sein und so für die sozialpolitischen Themen und Positionen der Caritas zu werben, sie zur Diskussion zu stellen und zu erläutern.

Damit unterstreicht die Zeitschrift die zentrale Bedeutung der Zusammenarbeit der fünf Diözesan-Caritasverbände bei der Wahrnehmung einer der Kernaufgaben der Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege, nämlich der sozialpolitischen Interessenvertretung. Dabei muss sich die Caritas, wenn sie ihrem eigenen Anspruch Genüge tun will, immer wieder darum bemühen, die Interessenvertretung für die Dienste und Einrichtungen

in inhaltlich in Einklang zu bringen mit der Anwaltschaftlichkeit für die einzelnen Menschen in Notlagen. In der Zeitschrift „caritas in NRW“ schlägt sich dies nieder – besonders gut

erkennbar in Heften mit einem sozialpolitischen Schwerpunkt – in der Verbindung von politischer Positionierung in Meinungsartikeln oder Kommentaren, der Reportage über die entsprechende Arbeit in den Diensten und Einrichtungen der Caritas und in ausführlichen Berichten über die Situation der Betroffenen.

Blickt man mit dieser „sozialpolitischen Brille“ auf die Entwicklung der Zeitschrift „caritas in NRW“ in den letz-

ten 50 Jahren, wird deutlich, dass in den ersten Jahren sozialpolitische Themen einen deutlich geringeren Stellenwert hatten. Im Gegenteil: In der Zeitschrift selbst wurde immer wieder darüber diskutiert, ob und wie Caritas und Politik überhaupt etwas miteinander zu tun haben. Dies wird zum Beispiel deutlich, wenn man sich heute den Schwerpunkt des Heftes 1/1991 mit dem Titelthema „Politische Caritas: Nach Ursachen der Not fragen“ anschaut. Hier werben die Autoren Norbert Mette und Lorenz Ladage engagiert für die gesellschaftliche Verantwortung der Christen und eine entsprechende Ausrichtung der Caritas, ergänzt werden diese Artikel durch ein umfangreiches Interview mit dem damaligen NRW-Landesminister für Arbeit, Gesundheit und Soziales, Hermann Heinemann. Durchgängig herrscht hier der Eindruck vor, dass es eben nicht selbstverständlich ist, dass sich Caritas- und andere Wohlfahrtsverbände als politische Mitgestalter des Sozialen in Nordrhein-Westfalen betrachten, sondern es wird eher erwartet, dass sie möglichst reibungslos ihre Funktion als sozialer Dienstleister erfüllen. Dem entspricht sicherlich zu dem damaligen Zeitpunkt die enorm gewachsene Abhängigkeit aller Wohlfahrtsverbände

**Früher galt die Caritas als
braver Sozial-Dienstleister – heute
versteht sie sich auch als
Mitgestalter der Sozialpolitik.**

von staatlichen Finanzierungen aufgrund des enormen Wachstums des sozialen Sektors und des damit einhergehenden Anstiegs der Zahl der Mitarbeitenden.

Ende des „Verbändekorporatismus“

Dieser Wachstumsprozess kam dann in den 90er-Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Ende und wurde durch heftige Auseinandersetzungen um die – auch aufgrund der deutschen Vereinigung – knapper werdenden öffentlichen Mittel abgelöst. Im Bereich der Wohlfahrtsverbände sprach man vom Ende des „Verbändekorporatismus“, und es setzte eine wesentlich stärkere Orientierung an marktwirtschaftlichen Mechanismen zur Steuerung der Sozialpolitik ein. Da war es naheliegend, dass die Verantwortlichen in den Spitzenverbänden der Freien Wohlfahrtspflege – und eben auch in der Caritas – die politische Beeinflussung dieser Prozesse und den engagierten Einsatz für die notwendigen Ressourcen für die wohlfahrtsverbandliche Arbeit sehr viel stärker in den Blick nahmen. Daneben gab es auch immer deutlich die zahlreichen Verlierer der gesellschaftlichen Veränderungsprozesse – z.B. langzeitarbeitslose Menschen –, für die sich die Caritas in ihrer Anwaltsfunktion politisch einsetzte.

In der Zeitschrift „caritas in NRW“ wurden diese Veränderungen insbesondere mit dem Wechsel des Chefredakteurs im Jahr 2001 und dem vorsichtigen Relaunch der Zeitschrift im Jahr 2002 deutlich. Insbesondere auch die mit dem Relaunch verbundenen Erweiterungen des Angebots um einen Online-Auftritt und den sechsmal jährlich erscheinenden Informationsdienst „caritas in NRW – Aktuell“ unterstreichen den Anspruch, aktueller auf politische Entwicklungen eingehen zu können. Gleichzeitig wurde die Erscheinungsweise der Zeitschrift selbst auf viermal jährlich reduziert, aber eben in der Regel mit einem ausgeprägt sozialpolitischen Schwerpunkt. Diese Veränderung entsprach auch dem zum gleichen Zeitpunkt in der Direktorenkonferenz der fünf Diözesan-Caritasverbände NRW abgestimmten Strategiewechsel, neben der Zusammenarbeit mit den anderen Wohlfahrtsverbänden in der Landesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege, die über alle Ebenen fortgesetzt werden sollte, in der sozialpolitischen Interessenvertretung ebenfalls ein eigenständiges, stärker Caritas-geprägtes Profil zu gewinnen. Dazu diente auch die verstärkte sozialpolitische Ausrichtung der Zeitschrift.

Dabei ging es in dieser Neupriorisierung der sozialpolitischen Interessenvertretung nicht allein darum, bestimmte Themenfelder zu betonen und caritasspezifische Antworten zu finden, sondern immer wieder stand gerade in der Zeitschrift „caritas in NRW“ der ordnungspolitische Zugang im Mittelpunkt. Schon im Jahr 1981 finden

wir einen Beitrag, in dem sich der damalige Münsteraner Generalvikar und designierte Weihbischof Dr. Hermann-Josef Spital als Vorsitzender des Katholischen Krankenhausverbandes bei einem Krankenhausjubiläum gegen eine Verstaatlichung sozialer Einrichtungen und für das Wunsch- und Wahlrecht der Betroffenen – in diesem Fall bei der Wahl eines Krankenhausplatzes – aussprach. Vehement forderte er in diesem Zusammenhang auch den Einbezug freier Träger bei den Planungsüberlegungen und die Gleichbehandlung öffentlicher und freier Träger bei der Vergabe der Steuermittel. Ähnlich, aber noch grundsätzlicher diskutierte das Schwerpunktthema des Heftes 1/1982 unter der Überschrift „Dirigismus des goldenen Zügels“ die Rolle der Caritas und stellte sie in das Spannungsverhältnis von Staat und Kirche.

Liebe kann
Gerechtigkeit
nicht ersetzen.



1991 „Wir müssen als Land, als politisch Verantwortliche, die Wohlfahrtsverbände stärken und stützen, nach Möglichkeit ihre Arbeit erleichtern und die Gelegenheit geben, weitgehend freizügig zu arbeiten.“ NRW-Sozialminister Hermann Heine-mann (SPD).

Auseinandersetzung um die beste Sozialpolitik

Auch wenn sich manches in diesen Beiträgen aus den 80er-Jahren noch ein wenig wie ein Relikt aus den Zeiten des Kulturkampfes anhört, so sind die wesentlichen Themen auch für die Auseinandersetzung in den folgenden Jahren benannt: die Frage nach dem Vorrang der freien Träger, das Wunsch- und Wahlrecht der betroffenen Menschen, die Verantwortung des Staates für die Daseinsvorsorge und die Rolle des Marktes sowie staatlicher Planungsprozesse.

Die Caritas hat diese Fragen immer wieder unter explizitem Rückgriff auf die Grundprinzipien der katholischen Soziallehre – Individualität, Solidarität und Subsidiarität – beantwortet: Auch wenn marktwirtschaftliche Prinzipien eine größere Bedeutung bei der Steuerung sozialpolitischer Politikfelder erhalten, bleibt der Anspruch des Einzelnen auf solidarische Unterstützung in der Daseinsvorsorge Grundprinzip des sozialen Rechtsstaates (Solidarität). Dabei dürfen – gerade im Bereich der personenbezogenen Hilfestellungen – seine individuellen Wahlrechte nicht vorschnell wirtschaftlichen Zwängen geopfert werden, sondern die Pluralität unterschiedlicher (Wert-)Orientierungen bleibt

zentrales Gestaltungsprinzip (Individualität). Dabei erfolgt die Hilfe jeweils so, dass übergeordnete Ebenen wie der Staat erst dann eingreifen, wenn die untere Ebene damit überfordert wäre (Subsidiarität).

So weit die Theorie. Was das für das konkrete sozialpolitische Agieren der Caritas und damit auch für die Positionen der Caritas in NRW in den letzten 20 Jahren explizit bedeutet hat, kann man sehr schön an den Interviews zum Ende der Zeit des Vorsitzes in der Landesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege in den Jahren 2000/2001 und 2010/2011 zeigen: In beiden Interviews wird die Bedeutung der Freien Wohlfahrtspflege für die soziale Ausgestaltung der Gesellschaft in NRW betont, es wird auf die gute Partnerschaft mit der Landesregierung und den nachgeordneten Behörden hingewiesen, ausdrücklich zurückgewiesen wird aber ein Verständnis von Caritas und Wohlfahrtspflege als Erfüllungs- oder Umsetzungsgehilfen staatlichen Denkens oder staatlicher Vorstellungen. Beide Interviewpartner betonen, dass die Partnerschaft mit den staatlichen Akteuren eben nicht den Konflikt und die interessengeleitete Auseinandersetzung um die beste Sozialpolitik in Nordrhein-Westfalen ausschließt. Gleichzeitig bedauern sie, dass das Verständnis für diese ordnungspolitischen Grundprinzipien bei den politischen Akteuren abnimmt. Wie die Coronakrise möglicherweise in der Folge doch zu einem besseren Verständnis der Rolle der Freien Wohlfahrtspflege geführt hat, thematisiert Heft 3/2020. Einen weiteren aktuellen Niederschlag haben diese ordnungspolitischen Themen auch noch einmal im Grundsatzteil des Heftes 2/2021 gefunden, wo sie im Zusammenhang mit Fragen der Finanzierung der sozialen Arbeit und der notwendigen Transparenz über die Mittelverwendung angesprochen sind.

Die Grundprinzipien der katholischen Soziallehre – Individualität, Solidarität und Subsidiarität – sind unverhandelbar.

Die Caritas hat diese Fragen immer wieder unter explizitem Rückgriff auf die Grundprinzipien der katholischen Soziallehre – Individualität, Solidarität und Subsidiarität – beantwortet: Auch wenn marktwirtschaftliche Prinzipien eine größere Bedeutung bei der Steuerung sozialpolitischer Politikfelder erhalten, bleibt der Anspruch des Einzelnen auf solidarische Unterstützung in der Daseinsvorsorge Grundprinzip des sozialen Rechtsstaates (Solidarität). Dabei dürfen – gerade im Bereich der personenbezogenen Hilfestellungen – seine individuellen Wahlrechte nicht vorschnell wirtschaftlichen Zwängen geopfert werden, sondern die Pluralität unterschiedlicher (Wert-)Orientierungen bleibt



Der damalige CDU-Sozialminister
Karl-Josef Laumann (M.)
ist heute wieder in dem Amt.

2007 Neoliberale Tendenzen in NRW?

Nach 39 Jahren hatte 2005 eine CDU/FDP-Koalition die SPD-Landesregierung abgelöst. Welche Folgen das für die Sozialpolitik haben könnte, thematisierte auch „caritas in NRW“.



Fotos (2): Achim Pohl

2009 Landtagspräsidentin Regina van Dinther (CDU) sprach auf der Caritas-Veranstaltung „unter der Brücke“ zur Jahreskampagne „Soziale Manieren“.



2009 saßen die Landtagsabgeordneten Sylvia Löhrmann (L.) und Sigrid Beer (Grüne) bei der Caritas-Veranstaltung zur Situation von Menschen am Rande am Tisch mit dem Kölner Diözesan-Caritasdirektor Dr. Frank J. Hensel (L.).

Armut als Querschnittsthema der sozialpolitischen Interessenvertretung

Natürlich gehört zu einer sozialpolitischen Schwerpunktsetzung der Zeitschrift „caritas in NRW“ immer wieder auch, dass bestimmte sozialpolitische Felder in ihren aktuellen Fragestellungen und ihrer grundsätzlichen Ausgestaltung vorgestellt und diskutiert werden. Dabei muss sowohl die Perspektive der Betroffenen als auch die Situation der Dienste und Einrichtungen jeweils eine angemessene Berücksichtigung erfahren. Blickt man auf die Verteilung dieser Themen in den letzten 20 Jahren zurück, wird deutlich, dass bestimmte Bereiche unverzichtbar zu einer caritasspezifischen Profilbildung gehören. Das ist z. B. der Bereich der Migration und Flüchtlingsarbeit, der natürlich gerade auch in der Zeit nach 2015 eine besondere Berücksichtigung erfahren hat. Ebenso wichtig sind aber auch Themen der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe, wo gut nachvollziehbar ist, wie die verschiedenen Diskussionen um die gesetzliche Weiterentwicklung der Kinder- und Jugendhilfe ihren Niederschlag in der Zeitschrift gefunden haben. Regelmäßig behandelt wurden auch Themen der Pflege,

der Eingliederungshilfe oder der Krankenhauspolitik. Ausdrücklich nicht nur in einzelnen Heftthemen, sondern tatsächlich als „Querschnittsthema“ sind immer wieder Fragen der Armut und der sozialen Ausgrenzung angesprochen, die der Caritas in ihrer sozialpolitischen Interessenvertretung ein besonderes Anliegen darstellen. Wie offen und interessant dieses Feld der sozialpolitischen Interessenvertretung weiterhin bleiben wird, kann man schon heute an den neuen Fragestellungen, z. B. der Digitalisierung in der sozialen Arbeit einschließlich des Zugangs für benachteiligte Gruppen oder zum Zusammenhang von Klima- und Sozialpolitik, erkennen. ➔

HEINZ-JOSEF KESSMANN



Foto: Achim Pohl

Heinz-Josef Kessmann war von 1998 bis 2022 Diözesan-Caritasdirektor in der Diözese Münster, seit 2009 amtierte er als Sprecher der NRW-Caritasdirektoren. Auf Bundesebene war er Vizepräsident des Deutschen Caritasverbandes und Vorsitzender der Arbeitsrechtlichen Kommission.



AUSBLICK AUF MORGEN

Blick in die Zukunft der Caritasarbeit

PERSPEKTIVEN

Prälat Peter Buchholz war von 1967 bis 1993 Diözesan-Caritasdirektor im Bistum Aachen. Für die Ausgabe 4/1975 der Zeitschrift „caritas in NRW“ hatte ihn die Redaktion gebeten, einen Blick in die Zukunft der Caritasarbeit zu wagen. 47 Jahre später schreibt nun Buchholz' Nachfolger Stephan Jentgens über die Zukunft der Caritas.

Prälat Peter Buchholz hat bereits 1975 mit einem enormen Weitblick auf Fragen geschaut, die uns – wenn auch in einem aktuelleren Gewand – heute noch intensiv beschäftigen:

- › Menschliche Not hat sich verändert.
- › Die Hilfe wird zunehmend verfacht und spezialisiert.
- › Die finanziellen Mittel werden knapper.
- › Die Verstaatlichungstendenzen mehrten sich.

Empowerment

Vor dem Hintergrund dieser Faktoren sah Prälat Buchholz vier Akzente, die Caritasarbeit setzen muss, um die Herausforderungen der Zeit zu bestehen. Den ersten Faktor benannte er mit „Kräfte der Selbst-

hilfe stärken“. Dabei dachte er sowohl an das Individuum als auch an die Familie und die Kirchengemeinden. Jeden und jede Einzelne zu befähigen, das Leben

so weit als möglich selbst in die Hand zu nehmen, bleibt auch künftig ein wichtiger Akzent von Caritas- und Sozialarbeit. „Empowerment“ heißt es heute.

Darin äußert sich eine Haltung, die für die Caritas ganz oben steht: die von Gott gegebene Würde jedes Menschen zu respektieren. Was die Familie angeht, so lag den Betrachtungen von Prälat Buchholz sicher ein anderer Familienbegriff oder Beziehungsbegriff zugrunde als heute. Aber gültig bleibt auch in Zukunft, dass die Beziehungen, in denen Menschen füreinander Verantwortung übernehmen, die besondere Rücksicht der Caritas und auch des Staates benötigen. Sie sind die kleinsten Einheiten menschlichen Zusammenlebens und damit auch für unsere Gesellschaft und unsere Kirche so elementar. In ihre Unterstützung zu investieren, für sie ein breites Beratungs- und Hilfeangebot bereitzuhalten wird ein wichtiger Akzent der Caritasarbeit bleiben. Gerade in diesem Zusammenhang möchte ich an das aus der katholischen Soziallehre stammende Subsidiaritätsprinzip erinnern, das immer wieder unterschätzt wird. Dieses Prinzip zielt nämlich auf die Entfaltung der individuellen Fähigkeiten, der Selbstbestimmung und der Selbstverantwortung ab. Nur in den Fällen, wo Einzelne, Beziehungen oder kleine Gruppen nicht in der Lage sind, Aufgaben zu lösen, sollen staatliche Stellen eingreifen. Und wenn dies geschieht, hat Hilfe zur Selbsthilfe den Vorrang vor einer unmittelbaren Übernahme von Aufgaben durch den Staat. Dieses Prinzip hochzuhalten gehört im Interesse der Menschen zur DNA der Caritas.

Was den Blick auf die Kirchengemeinden angeht, beschreibt der damalige Diözesan-Caritasdirektor einen Zustand von Kirche, der gerade jetzt in Zeiten des Synodalen

»Wenn Caritas vom Himmel geerdet
ans Werk geht, gibt sie gerade
Menschen am Rande eine Antwort
zum Sinn des Lebens.«

war auch Motor
bei der Gründung von
„caritas in NRW“



PRÄLAT PETER BUCHHOLZ hat als Diözesan-Caritasdirektor mehr als 26 Jahre die Caritas im Bistum Aachen, in NRW und auf Bundesebene geprägt.

Weges in Deutschland, zahlreicher Veränderungsprozesse in den deutschen Diözesen und der grundlegenden Infragestellung der Kirche besonders durch die vielen Missbrauchsstraftaten kirchlicher Verantwortlicher wieder - völlig zu Recht - stark diskutiert wird: „Unsere Pfarrgemeinden haben sich ... einseitig als Kult- und Verkündigungsgemeinden entwickelt. Gemeinde Jesu Christi aber konstituiert sich aus Kult, Verkündigung und Caritas“, schreibt Prälat Buchholz. Ich möchte es für die Kirche von heute und der Zukunft so sagen: Kirche wird wesentlich karitativ, transparent, menschenfreundlich und nicht diskriminierend sein, oder sie wird keine Kirche mehr sein. Damit rede ich nicht einseitig das Wort für die Caritas und werde die kirchlichen Grundvollzüge Liturgie und Verkündigung nicht ab. Aber wenn diese beiden Grundvollzüge nicht eine Rückbindung an das caritative Handeln der Kirche haben und umgekehrt, haben weder Kirche noch Caritas Zukunft. Kirche ist in existenzielle Krisen geraten, weil sie den Menschen mit seinen Anliegen und Sorgen aus dem Blick verloren hat und weil manche Verantwortliche in Kirche sich nicht an gesetzliche oder moralische Regeln gehalten haben.

Kompetenz des Ehrenamtes nutzen

Der zweite Akzent, den mein Vorgänger benannt hat - „ehrenamtliche Mitarbeit muss intensiver ermöglicht und gefördert werden“ -, bleibt auch auf Zukunft hin unverändert wichtig. Gleichwohl ist das Verständnis von Ehrenamt heute ein anderes, als es 1975 war. Langfristige Bindungen an ein Ehrenamt werden heute immer weniger, die ehrenamtlich Tätigen sind heute wesentlich selbstbestimmter und viel stärker darauf bedacht, ein Ehrenamt mit ihren eigenen Vorstellungen vom Leben in Einklang zu bringen. Sie wollen eindeutig und zeitnah die Wirksamkeit ihre Engagements sehen. Diese Tendenz wird sich angesichts viel variablerer Lebensläufe und einer sich wandelnden Gesellschaft weiterhin verstärken. Aber eines wird so bleiben, wie Prälat Buchholz es beschrieben hat: Professionelle Mitarbeitende sind auf das Zusammenwirken mit Ehrenamtli-

chen angewiesen, um akute und vor allem neue Not aufzufüllen. Denn ehrenamtlich Tätige haben Beziehungen zu ihrem Umfeld auf ganz anderen Ebenen, als Institutionen wie die Caritas und ihre professionellen Angebote sie haben. Dies ist ein Segen, eine Kompetenz des Ehrenamtes, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann und die die Caritas auch öfter einmal deutlich herausstellen sollte. Zudem bringen Ehrenamtliche Kompetenzen aus ihren professionellen Arbeitsfeldern und klare politische Haltungen ein, die für das Profil der Caritas unverzichtbar sind.

Bei Naturkatastrophen rufen wir schnell nach einem Frühwarnsystem. In der sozialen Arbeit haben wir ein solches: engagierte Menschen, die in ihren Sozialräumen gut vernetzt sind. Nutzen wir dieses Netzwerk aus Haltung, Kompetenz und sozialer Nähe. Ehren- und Hauptamt sind und bleiben die zwei Seiten einer Medaille: der kompetenten Hilfe für die Menschen.

Kirchliche Basis ist die Nächstenliebe

„Verbandliche und institutionelle Caritas muss stärker an die Basis gebunden sein“, benennt Prälat Buchholz 1975 einen weiteren Aspekt der Zukunft der Caritasarbeit. Auch

»Ehren- und Hauptamt sind
und bleiben die zwei Seiten einer
Medaille: der kompetenten
Hilfe für die Menschen.«



Blick in die Zukunft ...

Von Zeit zu Zeit ist es notwendig, die zurückliegende und geleistete Arbeit zu überschauen. Dabei ergibt sich von selbst die Frage, wie es eigentlich „weitergehen“ soll. [...] Man kann nicht planlos in die Zukunft hineinarbeiten. [...]

Probleme in unserer Gesellschaft nicht außer acht lassen. Der Hinweis auf die Wohnungssituation, die keine ausreichende Kommunikation, insbesondere auch unter den Kindern zuläßt, auf die sinnlos empfundene Spezialisierung und Eintönigkeit am Arbeitsplatz und die Arbeitslosigkeit soll als Beispiel für viele ähnliche Problemursachen genannt werden. Zunehmend setzt sich in unserer Gesellschaft die Erkenntnis durch, daß hinter den eben aufgeführten Isolierungs- und Neurotisierungserscheinungen auch strukturelle Probleme stehen.

caritas in NRW, 4/1975, S. 242

Prälat Peter Buchholz

Nachdem wir lange Zeit über wirtschaftliche Not nur selten sprechen mußten, ist sie in der Bundesrepublik heute wieder zu einem drohenden Gespenst, vor allem angesichts der Arbeitslosigkeit, geworden. Wenn wir von veränderter menschlicher Not reden, dürfen wir die strukturellen



das bleibt richtig. Allerdings müssen wir uns angesichts sinkender Mitgliederzahlen in der katholischen Kirche fragen, ob mit Basis auch künftig in der Hauptsache „die brüderliche Gemeinde ...“, insbesondere die Mitglieder oder Caritas und die in der Gemeinde ehrenamtlich tätigen Mitarbeiter“, gemeint sein kann, wie Buchholz es beschrieb. Ich meine, wir müssen hier zu einer Weitung des Begriffes „Basis“ kommen. Innerkirchlich sollte unsere Basis die Zusammenarbeit mit den vielfältigen Orten von Kirche sein. Dort, wo Menschen sich zusammenfinden und aus dem Geist des Evangeliums Nächstenliebe zu Menschen und Natur praktizieren, ist die Basis der Caritas. Wir sollten darauf setzen, dass die Caritas sich als „Solidaritätsstifterin“ und Netzwerkerin versteht und mit allen Menschen guten

Willens auch außerhalb des kirchlichen Kosmos zusammenarbeitet. Den Schulterschluss schaffen und suchen zu anderen, die helfen wollen, im Interesse derjenigen, die Hilfe brauchen,

der, aber ungebrochen. Mögen kirchliche Bindungen nachgelassen haben, der Blick für den Nächsten in Not und Gottes Schöpfung ist ungetrübt. Dass das gesellschaftlich wahrgenommen wird und so bleibt, ist eine wichtige Aufgabe der Caritas.

Evangelium als Richtschnur und Unterstützung

Der vierte Aspekt, den Prälat Buchholz angibt, ist ein flammendes Plädoyer: „In allen Bereichen der Caritasarbeit muss die religiöse Profilierung verstärkt werden.“ Dies ist ein Plädoyer für die Frage nach dem Besonderen der Hilfe der Caritas, die für Buchholz „ein unterscheidendes Merkmal gegenüber der Öffentlichen Hand oder anderer Wohlfahrtsverbände“ ist. Ich halte das nach wie vor für existenziell wichtig, solange es nicht als Abgrenzung zu anderen Hilfsangeboten verstanden wird. Caritas hat sich immer stark dafür gemacht, dass es Hilfen auf Grundlage unterschiedlicher weltanschaulicher Hintergründe gibt. Und das soll auch so bleiben. Aber wir können im Sinne einer für die Hilfesuchenden und Helfer erkennbaren Identität stärker die Grundlagen herausstellen, auf denen wir aufbauen: auf dem Evangelium. Es kann viel stärker unsere Richtschnur und Unterstützung sein, als wir es uns im karitativen Alltagsgeschäft bewusst sind. Die

»Das Evangelium kann viel stärker unsere Richtschnur sein, als wir es uns im karitativen Alltagsgeschäft bewusst sind.«

das ist der Weg, um Caritas an eine veränderte Basis zu binden. Denn eines scheint mir auch in den aktuellen Krisen wie der Flutkatastrophe oder des Krieges in der Ukraine deutlich: Die Bereitschaft, Hilfe zu leisten, ist zwar verän-

„Auch der Diskurs mit staatlichen Stellen um das Subsidiaritätsprinzip wird uns erhalten bleiben.“

Bibel ist ein Buch, wie es das Leben schrieb: Niederlagen gibt es darin ebenso wie Erfolge, Leid ebenso wie Freude, Tod ebenso wie jede Menge Leben. Und in all diesen Situationen geht Gott mit. Wenn Caritas so vom Himmel geerdet auch in Zukunft ans Werk geht, gibt sie gerade Menschen am Rande eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens und schreibt niemanden ab.

Kundschafterin für Not und Zukunft

Derzeit beschäftigen uns in der Gesellschaft Fragen wie Frieden, Gerechtigkeit, Klimawandel oder Digitalisierung. Dies alles zu diskutieren, sich zu positionieren und konkret zu handeln ist notwendig und – nach allem, was wir wissen – auch Notwendiges. Und es mag sein, dass noch Aspekte hinzukommen werden, die wir derzeit noch nicht absehen. Daher ist es mir wichtig, dass – ergänzend zu den vier Aspekten, die Prälat Buchholz benannt hat – als fünfter Aspekt unser populäres Caritas-Motto „Not sehen und handeln“ hinzutritt. Dieses Motto der Caritas verpflichtet sie dazu, mit ihren haupt- und ehrenamtlich Tätigen Kundschafterin für Not und Zukunft zu bleiben. Mögen die Zeiten auch sein, wie sie wollen, mögen die künftigen Herausforderungen auch noch undeutlich sein, wenn sich die Caritas dauerhaft als Anwältin, Dienstleisterin und Solidaritätsstifterin den Blick bewahrt für Notwendiges und Notwendendes, bleibt sie nahe bei den Menschen. Dass Maßnahmen gegen den Krieg und Klimawandel an vielen Orten dieser Erde notwendig sind, ist unstrittig. Dass die Digitalisierung voranschreiten wird und muss, ebenso. Aber bei beiden Entwicklungen droht es Verlierer zu geben. Menschen werden am Rande stehen und um ihre Teilhabe bangen. Dann muss Caritas wissen, wo sie steht.

Notwendiges und Notwendendes gemeinsam und gleichzeitig zu sehen wird auch gelten für Phänomene wie Naturkatastrophen oder Flucht- bzw. Migrationsbewegungen und ihre Folgen. Beide werden – das sagen Wissenschaftler – zunehmen. Caritas muss sich darauf einstellen, kurzfristig auf aktuelle Entwicklungen reagieren zu können. Menschliche Not wird sich weiterhin ver-

ändern, und die Hilfen der Caritas werden darauf weiterhin professionell und fachlich sachgerecht Antwort geben, wie es Prälat Buchholz benannt hat. Die Professionalisierung der Caritasarbeit wird es auch künftig notwendig machen, zeitgemäß und mit hoher Fachkompetenz auf die Herausforderungen des demografischen Wandels und des auch damit zusammenhängenden Mangels an Fachkräften zu reagieren und die Mitarbeitenden im Interesse der Menschen, denen sie helfen, fortzubilden. Wir werden soziale Arbeit und kirchliches Engagement unter Bedingungen des Fachkräftemangels neu denken müssen. Dabei sollten Qualität und Solidarität nachhaltig weiterentwickelt werden.

Neue Wege der Finanzierung

Die weiterhin von ihm benannten Faktoren, dass finanzielle Mittel knapper und Verstaatlichungstendenzen sich mehren werden, werden die Arbeit der Caritas auch in den kommenden Jahren bestimmen. Die Zahl der Steuer- und Kirchensteuerzahler ist rückläufig, folglich verringern sich die finanziellen Ressourcen. Da wird die Caritas gefordert sein, neue Wege zu finden, wie sie ihre Arbeit für die Menschen finanzieren kann. Auch der Diskurs mit staatlichen Stellen um das Subsidiaritätsprinzip wird uns erhalten bleiben. Institutionen, die dieses Prinzip hochhalten, geraten schnell in den Ruf, sie würden nur dafür kämpfen, um ihre Arbeit zu finanzieren. Dass es dabei aber um die Wahlfreiheit der Hilfesuchenden geht, von wem ihnen geholfen wird, und damit auch um die Selbstbestimmung der in Not geratenen Menschen, wird schnell vergessen. Dafür muss die Caritas auch weiterhin streiten, weil es um ein würdiges Leben für alle Menschen geht. ◀

STEPHAN JENTGENS

»Wenn sich die Caritas dauerhaft den Blick bewahrt für Notwendiges und Notwendendes, bleibt sie nahe bei den Menschen.«



Foto: Frank Kind Photography

Stephan Jentgens war Bundesvorsitzender der DPSG, Direktor der Bundeszentrale für katholische Jugendarbeit und Geschäftsführer von Adveniat. Seit 2021 ist er Diözesan-Caritasdirektor im Bistum Aachen.

EINE ZUKUNFTSPERSPEKTIVE

Theologie aus der Kultur der Caritas

Eine „Kultur der Caritas“, die sich durch das kulturelle Wissen, die hohe Fachlichkeit, die ethischen Standards und die Spiritualität ihrer haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden äußert, kann Grundstock für eine „Theologie der Caritas“ sein. Die Kirche könnte davon profitieren.

BLICK
NACH VORNE

Foto: www.fotostudio-juenger.de

Dr. Alfred Etheber leitet beim Caritasverband für die Regionen Aachen-Stadt und Aachen-Land die Stabsstelle Christliche Unternehmenskultur.

Die Beobachtung des Relevanzverlustes der Kirche mit einer umfassenden Beobachtung des Relevanzgewinns der Caritas zu koppeln, ist dringend geraten. Verantwortliche in der Caritas fragen zunehmend und verschämt nach dem Referenzsystem „Kirche in Dauerkrise“ – quo vadis?

Die Caritas versteht sich als Teil der Kirche und zugleich als christliches Wohlfahrtssystem und damit als Teil der Gesellschaft. Der Soziologe Niklas Luhmann hatte dem „System Religion“ in Deutschland schon 1977 – wegen der funktionalen Differenzierung der Systeme – eine beherzte Entkoppelung von Kirche, Caritas und Theologie vorgeschlagen. Nun – nach den ersten beiden Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts – scheint durch die Hintertür des Faktischen diese Entkoppelung vollzogen zu sein. Bei der Caritas praktizieren täglich nahezu 700 000 Menschen „christliche Nächstenliebe“. Sie tun dies aus äußerst diversen individuellen Lebensentwürfen, in weltanschaulicher Plu-

ralität und aus ihren vielen Professionen heraus und geben so der Caritas ihr Gesicht. Die Caritas bringt sich mit dieser Diversität und Professionalität – inklusive der damit verbundenen Fachstandards und Berufsethiken – beständig in eine gelingende Korrelation zu den gesellschaftlichen Wirklichkeiten. Sie antwortet reaktionsschnell auf sich wandelnde Not- und Lebenslagen.

Caritas als christlicher Identifikationsraum

Der Kirche scheint dies trotz aller Reformansagen nicht zu gelingen; das wirkt auf Caritas-Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter negativ und als erfahrene Dissonanz zurück. Zum beobachtbaren und beschreibbaren christlichen Identifikationsraum wird damit die Caritas selbst. Die Caritas vollzieht in der Zuwendung zu den Menschen aus ihrem Selbstanspruch und auf ihren Wertefundamenten etwas zunehmend „Eigenes“. Die vielen „Menschen guten Willens“ gestalten hier auf der Grundlage des christlichen Anspruchs und der Menschenrechte explizit und implizit Kulturen der Begegnung, der Solidarität und Menschenwürde. „Wie wollen wir als Caritas miteinander umgehen?“ „Was leisten wir für die Gesellschaft?“ „Welcher Sinn erschließt sich uns?“ „Was ist unsere Hoffnung?“ So lauten aktuelle Kulturfragen.

Eine Theologie im Habitus des Herrschaftswissens oder notorisch reklamierter Definitionshoheit, was denn Caritas kirchlich ist, läuft an der gelebten Realität völlig vorbei. Die Menschen bei der Caritas verfügen über kulturelles Wissen, hohe Fachlichkeit, ethische Standards und Spiritualität. Es gilt, eine praktische „Theologie der Caritas“ aus dem alltäglichen Erfahrungsraum und -wissen der Akteurinnen und Akteure auf allen Ebenen zu thematisieren und herauszuarbeiten. Die gelebten Kulturen in den Einrichtungen und Dienste weiterzuentwickeln und mit dem Anspruch und dem Hoffnungspotenzial der Caritas in gelingende Verbindung zu bringen, ist die vorrangige Aufgabe. Dass dabei die Pluralität einer offenen Gesellschaft in die aktive Beteiligung und Selbstreflexion gebracht wird, erweist sie als schöne und brückenbauende Zukunftsaufgabe; die verfasste Kirche könnte davon lernen. ☸

DR. ALFRED ETHEBER



KÖNNEN, sollen, müssen zukünftig Caritas-Mitarbeitende das Identifikationsvakuum von Kirche mit einer eigenen praktischen Caritas-Theologie füllen?

Foto: Andre Zelick

ANZEIGE

ANZEIGE